

Kriegs-Erlebnisse

erzählt von

Frau Magda Keusch

**Frau Magda Keusch, als geborene Alsdorferin in Kohlscheid
aufgewachsen, Jahrgang 1908, wurde durch Heirat mit dem
„Ur-Eilendorfer“ Hans Keusch in die „Dynastie“ der
Eilendorfer integriert**

Man schrieb das Jahr 1936 als ich meinen Mann, Hans Keusch, aus Eilendorf, kennen lernte. Damals wusste ich noch nicht einmal wo Eilendorf liegt. Gehört hatte ich schon mal davon, doch dachte ich, es sei ein kleines Bauerndorf irgendwo in der „Provinz“. War es doch in unserer Jugendzeit nicht so einfach wie heute, mit dem Bus oder dem eigenen Auto, die nähere und weitere Umgebung zu erkunden. Für uns war es schon etwas Besonderes, abgesehen vom Schulbesuch, nach Aachen zu kommen. Erst als ich meinen zukünftigen Schwiegereltern vorgestellt wurde, kam ich zum ersten Mal nach Eilendorf. Meine Schwiegereltern besaßen ein Haus an der Ecke Brühlstraße/Karlstraße, die man zu dieser Zeit bereits in Adolf Hitler-Straße umbenannt hatte. Ein für meine Vorstellungen von Eilendorf sehr großes Haus mit drei Wohngeschossen, auf der Ecke mit einem Turm versehen, von wo aus man die dortige Straßenkreuzung und die beiden anliegenden Straßen zu allen Seiten gut einsehen konnte.

Da mein zukünftiger Mann als Kreisoberinspektor bei der Kreisverwaltung in Aachen Dienst tat, wollten wir uns unsere gemeinsame Wohnung in der Nähe seiner Arbeitsstelle einrichten. Die Kreisverwaltung, früher Landratsamt genannt, befand sich schon damals, wenn auch in einem anderen Gebäude, an der Zollernstraße, wo auch heute das Kreishaus steht.

Zur damaligen Zeit herrschte nicht wie heute Wohnungsnot, sondern man konnte sich die zahlreich angebotenen freistehenden Wohnungen ansehen und in aller Ruhe aussuchen. Waren die Menschen damals doch viel genügsamer in ihren Ansprüchen. Es wurde auch längst nicht so viel verdient wie heutzutage. Das damalige Bruttogehalt eines Kreisoberinspektors, ich weiß es noch wie heute, betrug 600 Reichsmark.

Wir wählten aus dem Angebot eine Wohnung im Hause Luisenstraße 43 aus, die wir uns gemütlich einrichteten und heirateten im Juli 1936.

Unser Stammhalter, Hans-Gerd, wurde im April 1937 geboren. Obwohl die Zeiten politisch gesehen ruhig waren, wenn man sie mit den Wirren der 20er Jahre verglich, so gab es doch damals einige, die diesem Frieden nicht trauten.

Besonders in Oberbayern, wohin wir unsere Hochzeitsreise gemacht hatten, und wo wir auch in den darauffolgenden Jahren unseren Jahresurlaub verbrachten, sprach man hinter „vorgehaltener Hand“ von einem bevorstehenden Krieg. Bereits zu dieser Zeit war es gefährlich, unbedacht negative politische Äußerungen zu tun. Aber was scherteten sich die Berchtesgadener darum, wenn auch zu dieser Zeit hier der „Führer“ seinen Berghof baute.

Im Juli 1939, jetzt hatte selbst der Dümme gemerkt, dass es Krieg geben würde, verbrachten wir unseren Jahresurlaub im Schwarzwald. In diesen unsicheren Zeiten wollten wir nicht mehr „so weit“ von zuhause weg.

Der Krieg begann schließlich am 1. September des gleichen Jahres, natürlich unterstützt von der nötigen Propaganda in Presse und Rundfunk. Als Tageszeitung bezogen wir damals, ich glaube, das war auch die einzige erhältliche Tageszeitung hier, den „WB“, den „Westdeutschen Beobachter“. Der Rundfunk, der zu Beginn der 30er Jahre noch in den Anfängen steckte, wurde von den an die Macht gekommenen Nationalsozialisten als Instrument für die Propaganda richtig erkannt und dementsprechend ausgebaut. Auf Anweisung baute die Rundfunkindustrie einfache und preiswerte Radioempfänger, die auch der „Kleine Mann“ preisgünstig erwerben konnte.

Der sogenannte Deutscher-Klein-Empfänger (DKE 1), im Volksmund wegen des amtierenden Reichs-Propaganda-Ministers Josef Göbbels aber nur kurz „Göbbels-Schnautze“ genannt, kostete damals 33 Reichsmark, und die monatliche Rundfunkgebühr betrug 2 RM. Natürlich war die Technik dieser Geräte auch für den damaligen Stand recht dürftig, von dem heute üblichen Hi-Fi oder gar Stereo war man sowieso noch weit entfernt. Kam doch den Machthabern diese Einfachheit der Geräte gerade recht. Denn damit waren dann die sogenannten „Feindsender“, wie zum Beispiel der Londoner Rundfunk, nur schwer oder gar nicht zu empfangen. Und der Hörer war auf den „Reichssender“ angewiesen, der sich damals als „Großdeutscher Rundfunk“ den Hörern darbot. Das Abhören der „Feindsender“ wurde sofort zu Beginn des Krieges unter schwere Strafe gestellt. Doch wer hörte damals zu später Stunde, möglichst mit Kopfhörer oder nur mit dem Ohr am Lautsprecher, nicht hin und wieder die Sender jenseits der Reichsgrenzen ab? Zumal es auch Leute gab, die ein besseres und teureres Radio hatten, einen damals so genannten „Radio-Super“. Auch wir hatten einen solchen „Super“, ein großes Radio der Firma Saba, hörten des öfteren London, um neben all dem Propaganda- Geprassel auch mal richtig informiert zu werden. Der Londoner Rundfunk erhöhte außerdem spontan seine Sendeleistung und brachte Nachrichtensendungen in Deutsch. Die gehörten Nachrichten durften wir aber nie mit Freunden oder Bekannten besprechen. Man konnte einfach keinem mehr

trauen, denn die Gefahr, dass man “abgeholt wurde“, war zu groß. Die Polizei oder die Gestapo (Geheime-Staats-Polizei), die letztere griff nur bei politischen Vergehen ein, holte einen frühmorgens ab, und so mancher der Abgeholt wurde danach nie mehr gesehen.

Der Krieg, der mit dem Feldzug gegen Polen begonnen hatte und wegen des schnellen Vorrückens der deutschen Truppen dort als „Blitzkrieg“ bezeichnet wurde, nahm seinen Fortgang. Irgendwann, 1940, begann auch der Krieg an den Westgrenzen des Reiches. Die Stadt Aachen glich einem Heerlager. Soldaten aus ganz Deutschland nahmen in den Aachener Kasernen Quartier, um wenig später nach Belgien und in die Niederlande einzurücken. Lange Reihen von marschierenden Soldaten zogen durch die Stadt in Richtung der beiden Landesgrenzen nahe Aachen, um dann in Belgien und in die Niederlande einzufallen. Ein Kollege meines Mannes, der an der deutsch-belgischen Grenze wohnte, berichtete, dass die nach Belgien einrückenden deutschen Soldaten einfach den Schlagbaum beiseite geschoben hätten und den dort dienstuenden belgischen Zöllnern nur die Flucht blieb.

Durch diese ersten Erfolge des “Größten Feldherrn aller Zeiten“, so wurde Hitler von der Propaganda und seinen Vasallen gerne genannt, waren auch viele unserer Bekannten sehr beeindruckt. Ich entsinne mich noch genau: Unser Etagennachbar, Herr Breuer, hatte in der Diele seiner Wohnung eine große Europa-Karte aufgehängt. Auf dieser Karte setzte er nach den Meldungen der Kriegsberichterstatter, so nannte man damals die von der jeweiligen Front berichtenden Journalisten, seine mit Nadeln bestückten Markierungsfähnchen. Für den Anfang sah das für den Mann auf der Straße wirklich so aus, als wären hier wirklich geniale Strategen am Werk, zumal die auf alle einprasselnde Propaganda hierzu ihr Übriges tat. Von den Untaten, die in den besetzten Ländern durch deutsche Soldaten, vor allem aber durch die den deutschen Truppen unmittelbar nachrückenden SS-Leute verübt wurden, hörten wir nur hin und wieder durch den Londoner Rundfunk, den wir manchmal spätabends noch abhörten.

Die durch deutsche Flugzeuge erfolgten Bombardierungen der englischen Städte Coventry und London, es war im November des Jahres 1940 und später, wurden als Vergeltungs- und Heldentaten dargestellt, obwohl uns die Engländer bis dahin “gar nichts getan hatten“.

Mein Mann Hans, der schließlich jeden Tag mit Kollegen und Bekannten zusammen kam, und mit einigen hiervon auch noch vorsichtig Gedanken austauschen konnte, kam des öfteren abends nach Hause und sagte, dass das mit diesen “Phantasten“ kein gutes Ende nehmen würde. Ich brauchte da erst gar nicht nachzufragen, sicher meinte er Hitler und die Seinen. Ich selber, mehr mit Familie

und Haushalt beschäftigt, denn in der Zwischenzeit wurde auch unsere Tochter Marie-Luise geboren, hatte anderes zu tun. Schließlich waren mittlerweile alle Ver- und Gebrauchsgüter bewirtschaftet worden, Bezugscheine und Lebensmittelkarten wurden ausgegeben. Monatlich wurden an alle "Volksgenossen", so nannte man die, die vorher Bürger geheißen hatten, Karten zum Bezug (Einkauf) von Brot, Fleisch, Nahrungsmitteln, Tabak und Bekleidung ausgegeben. Für ein größeres Kleidungsstück, wie z.B. einen Mantel, oder auch nur für ein Paket Nägel, brauchte man einen Bezugschein, der bei den Behörden zu beantragen war. Die jeweilige Notwendigkeit hierfür musste dargelegt werden. Natürlich war zusätzlich auch noch der jeweilige Kaufpreis für die Ware in Geld zu entrichten. Obwohl viele Kollegen meines Mannes damals „zu den Waffen gerufen“ wurden, blieb er selbst immer wieder "uk- gestellt" (unabkömmlich in der Heimat). Der hierdurch bedingte Personalmangel, nicht nur bei den Behörden, brachte meinem Mann zusätzlich noch das Amt eines "Leiters des Kreiswirtschaftsamtes" ein. Nun glaubte ich eines Tages selbst mal einen Antrag für einen neuen Wintermantel stellen zu dürfen. Durfte ich auch, doch gab es damals für mich keinen neuen Mantel, weil mein Mann als Leiter der zuständigen Behörde meinte, der alte Mantel sei noch tragbar, und ich müsste für Bedürftigere erst einmal zurückstehen. Uns ging es, trotz der Bewirtschaftung in den ersten Kriegsjahren, was die Versorgung mit Lebensmitteln anging, noch recht gut. - Echten Hunger sollten wir erst später kennen lernen.

Bereits im Jahre 1939 wurden in Aachen die ersten Fliegeralarme ausgelöst. „Das Reich ist gewappnet“, so versuchte damals Hermann Göring, u.a. auch Oberbefehlshaber der Deutschen Luftwaffe, uns zu beruhigen. Überall hatte man an strategisch günstigen Punkten, auf freiem Feld und auf hohen Gebäuden in der Stadt, FLAK-(Flug-Abwehr-Kanonen) Geschütze und hierzu gehörende große Scheinwerfer aufgebaut, die dann nachts von extra ausgebildeten Zivilisten besetzt, und auch tags im Bedarfs- und Alarmfall bedient werden mussten.

Anfangs ließen die nur nachts fliegenden Bomberflugzeuge Aachen "links liegen" und flogen von England kommend, wo sie auch starteten, zu ihren befohlenen Einsätzen ins "Reichsgebiet" weiter.

Die Flak schoss, wenn die Flugzeuge Aachen überflogen und deren Flughöhe in Reichweite der Geschütze lag. Eines Tages durchschlug ein Flaksplitter unser Küchenfenster und traf den Küchenschrank. Alle Hausbewohner und Nachbarn besichtigten die Einschlagstelle und den Schaden. Niemand hatte vorher so etwas schon mal gesehen. – Die Gelegenheit dazu sollte nicht die letzte sein.

Es mag so im Frühjahr 1940 gewesen sein, als in Aachen die ersten Bomben im Stadtgebiet fielen.

Hiervon waren jedoch lediglich einige wenige Häuser in der Kaiserallee (heute Oppenhoffallee) betroffen. Die Häuser brannten lichterloh, es waren hierbei auch die ersten Todesopfer durch Bomben in der Stadt zu beklagen. Wahrscheinlich, so meinten dabeistehende Militärs, handelte es sich um den "Notabwurf" eines eventuell durch Flakbeschuss beschädigten "Feindflugzeuges", welches dann um die Bombenlast erleichtert, vielleicht noch seinen Heimatflugplatz in England wieder erreichen wollte. Fassungslos standen wir und viele Andere vor dem Trümmerhaufen. Hatten wir doch Vergleichbares - und die Auswirkung von Fliegerbomben - überhaupt noch nie gesehen. Für uns alle unvorstellbar, dass so ein Bombenangriff auch in größerem Ausmaß stattfinden könnte. – Doch wir sollten es noch hinreichend erleben.

Die nächtlichen Fliegeralarme häuften sich. Es wurde immer Alarm gegeben, dann heulten die überall installierten Luftschutz-Sirenen, wenn Feindflugzeuge mit Kurs auf die Stadt zukamen. Meist hatten wir Glück und die Bomberpulks überflogen lediglich die Stadt, um andere Bombenziele in Deutschland anzufliegen. Unsere Gedanken waren dann bei den uns unbekannt Menschen, die unter den abgeworfenen Bomben leiden mussten.

Hatte doch der englische General Harrys, der die gesamten Bombereinsätze gegen Deutschland leitete, und überall nur kurz der "Bomber-Harrys" genannt wurde, anfangs nur die deutschen Industriebetriebe treffen wollen, so ging er später dazu über, vor allem die Zivilbevölkerung gezielt zu bombardieren. Immer öfter wurden wir nachts durch die Sirenen aufgeschreckt und suchten zuerst Zuflucht im Schutzraum unseres Hauses in der Luisenstraße. Solche Schutzräume wurden damals auf Anweisung "von oben" in fast allen Häusern eingerichtet. Diese Maßnahmen waren aber meist recht dürftig und dienten wohl in der Hauptsache nur dazu, die meist unwissende Bevölkerung zu beruhigen. In der ganzen Stadt hatte man auch Schutzbunker aus Stahlbeton gebaut. Teils waren dies Hochbunker, teils aber auch Erdbunker. So wurden z.B. im Grüngürtel der Monheimsallee Erdbunker gebaut, die heute noch vollständig erhalten sind. Nur wucherndes Efeu verdeckt die nunmehr durch Gitterroste verdeckten Treppenabgänge nach unten. Damals zogen die Aachener abends Karawanen gleich mit Sack und Pack, besser gesagt "met der Püss", in diese Bunker zum Schlafen. Wir liefen meist erst wenn die Sirenen heulten schnell in den gleich um die Ecke bei uns liegenden Hochbunker in der Kongreßstraße, den man nach dem Krieg versuchte durch Sprengen abzureißen, doch der wirklich ausgezeichnete Beton widerstand. Erst im Jahre 1993 konnte man den Betonklotz, damals natürlich völlig ohne Fenster, wenigsten mit enormen Kosten und immensem Arbeitsaufwand bedingt zu Wohnzwecken umbauen.

Abends gingen wir nur halb ausgezogen zu Bett, und unsere Kinder schliefen in Trainingsanzügen, um bei Fliegeralarm keine Zeit zu verlieren. Bei Alarm nahm ich unsere damals 2-jährige Tochter Marie-Luise aus dem Bettchen auf den Arm, unseren Sohn Hansgerd an die Hand, und lief los. Mein Mann war beim „Luftschutz“ dienstverpflichtet, hatte Sicherungsaufgaben zu erfüllen und konnte den Bunker immer erst etwas später aufsuchen. Außerdem hatte er sich dort im Bereitschaftsraum aufzuhalten, um im Bedarfsfall sofort einsetzbar zu sein. So eine Nacht erlebten wir auch wieder vom 13. auf den 14. Juli 1943. Im Warnsystem der „Luftlage“ hatte irgend etwas nicht geklappt. Die Sirenen heulten erst, als in der Stadt schon die ersten Bomben fielen. Im Laufen zum Bunker in der Kongreßstraße hörten wir bereits die Einschläge und Detonationen. Ich lief mit unserer Tochter auf dem Arm so schnell ich konnte, Hansgerd lief vor mir her und war in der Dunkelheit plötzlich weg. Atemlos erreichte ich den schützenden Bunker, doch wo war unser Sohn? Ihn zwischen den vielen hundert Menschen im Bunker zu finden schien aussichtslos. Doch ehe mich die Panik erfasste, meldete er sich bei mir unbeschadet. Er war lediglich, fix wie kleine Jungen so sind, alleine vorgelaufen und saß auf einem unserer festen Plätze, die wir immer innehatten.

Im Bunker hörten wir ein andauerndes leises Rumpeln, wie bei einem Erdbeben. Wir ahnten schon, dass es Bombeneinschläge sein mussten. Mittlerweile war auch die elektrische Beleuchtung im Bunker ausgefallen. Findige hatten für solche Fälle immer schon Kerzen dabei. Plötzlich ein ohrenbetäubender Knall, der Bunker erzitterte in seinen Grundfesten. Durch den Luftdruck der Detonation drangen durch die Lüftungsrohre größere Mengen Staub ein. Die angezündeten Kerzen wurden durch den Luftdruck ausgeblasen, Kinder schrieten, Frauen beteten und riefen alle nur verfügbaren Heiligen um Hilfe an. Durch den eingedrungenen Staub husteten fast alle Menschen. Nach diesem Explosionsschlag kam uns das von draußen immer noch hereindringende Rumpeln des andauernden Bombardements richtig leise vor. Später rückten die im Bereitschaftsraum sitzenden Leute vom Luftschutz aus. Die anderen Bunkerinsassen blieben fast alle bis zum nächsten Morgen im Bunker. Nicht weil man keine Luftentwarnung gab, sondern eher, weil jeder für seinen Heimweg Böses befürchtete.

Am Morgen dann verließ auch ich mit den Kindern den Bunker. Mein Mann Hans hatte mir vorher schon erzählt, dass der Bunker durch eine 10-Zentner-Sprengbombe einen Volltreffer abbekommen hatte, hierbei jedoch ganz hervorragend standgehalten hatte, es in der Stadt aber ganz schlimm aussehen würde. Unser Wohnhaus brenne, unsere Wohnung im Erdgeschoss zwar noch nicht von den Flammen ergriffen sei, doch stark gefährdet wäre.

Beim Heraustreten aus dem Bunker empfing uns ein strahlender Sonnentag. Wenn nur der viele Qualm nicht gewesen wäre, der teilweise sogar die Sonne verdunkelte. Mein Blick ging über die damals noch unbebaute Straßenseite der Kongreßstraße in Richtung Innenstadt. Nur Qualm und Rauch. Aachen im Flammeninferno. Von hier aus sah ich auch selbst, dass das Miethaus, in welchem wir wohnten, brannte. Glücklicherweise waren die unteren Wohnungen noch nicht betroffen. Unsere Wohnung, die ja im Erdgeschoss lag, war noch voll intakt. Schnell lief ich um die Ecke am Pastorplatz um den Hauseingang zu erreichen. Vor dem Haus rannten die Leute in Panik hin und her. Viele unserer Hausbewohner trugen ihre noch unversehrte Habe auf die Straße, einige warfen sogar Sachen aus den Fenstern, um sie vor den sich weiterfressenden Flammen zu retten. Die Feuerwehr war hier nicht im Einsatz. Schließlich brannte es in der ganzen Stadt und die Einsatzstellen waren so zahlreich, dass die Wehr nicht überall sein konnte. Der "Luftschutz" (eine für solche Fälle von übergeordneter Stelle zu Beginn der Luftangriffe aufgestellte Hilfstruppe aus Zivilisten) konnte hier nichts mehr ausrichten. Das wenige bereitgestellte Wasser in "Luftschutz-Eimern" (je 10 Liter) hatte längst nicht ausgereicht, und auch der für solche Fälle in jedem Haus gehortete "Löschsand" (in ca. 10 kg Papiertüten) war längst aufgebraucht. Die Wasserleitungen waren ohne Wasser, Telefon und Strom ebenfalls ausgefallen. Alle liefen planlos umher, keiner wusste in dieser für uns einmaligen Situation einen klaren Kopf zu behalten. So ging es auch mir. In diesem Durcheinander kam mir plötzlich mein Bruder Heinz entgegen, der doch eigentlich gar nicht hier sein konnte, da er im besetzten Frankreich seinen Dienst tat...

Heinz Engels, Bruder von Magda Keusch, Stabsfeldwebel bei der Luftwaffe, erzählt:

Ich war für einige Tage auf Heimaturlaub bei meinen Eltern in Kohlscheid und genoss die heimatliche Ruhe und das schöne Sommerwetter nach turbulenten Wochen in Frankreich. In der Nacht zum 14. Juli überflogen feindliche Bomberverbände aus Richtung Norden kommend unseren Heimatort und hielten Kurs auf die Stadt Aachen. Ich stand auf, zog mir etwas über und ging in den Garten. Der Himmel war klar und wolkenfrei. Für Flugzeuge ein ideales Flugwetter. Die Anflugrichtung und Höhe ließ mich für Aachen nichts Gutes ahnen. Die Leitflugzeuge, die vor den Bomberverbänden herflogen, setzten um die Stadt ihre "Christbäume" (Abwurf- und Zielmarkierungen) ab. Christbäume, so nannte der Volksmund damals die leuchtenden Markierungszeichen, die auch die Form von Tannenbäumen hatten, strahlend und hellweiß abbrannten, um den Bomberpiloten und deren Bombenschützen das Ziel vorzugeben. Man markierte

das Ziel an den vier Außenkanten und brauchte so nur noch die Bombenlast in diesem Gebiet abzuladen.

Die nachfolgenden Bomberflugzeuge, deren Zahl ich auf über 100 Maschinen schätzte, ließen ihre todbringende Last aus den Schächten fallen. Bereits an den Detonationen, die selbst in Kohlscheid noch gut hörbar waren, konnte ich erkennen, dass nicht nur Brandbomben, sondern auch eine große Zahl von Sprengbomben abgeworfen wurden. In kürzester Zeit war der Himmel über Aachen glutrot. Da meine Schwester Magda mit ihrer Familie in Aachen wohnte, war ich sehr besorgt. Schon in den frühen Morgenstunden machte ich mich deshalb auf den Weg nach Aachen.

Natürlich hatte ich, genau wie fast alle anderen Volksgenossen, kein eigenes Auto. Das hätte mir auch wenig genützt, denn Benzin war rationiert und gab es nur auf Benzinmarken, die von den Wirtschaftsämtern nur für "kriegswichtige Betriebe" ausgegeben wurden. Die Straßenbahn fuhr an diesem Morgen nicht. Niemand wusste, ob die Bahn nicht nur keinen Strom hatte, oder ob in der Stadt für die Bahnen Schwierigkeiten wegen des Durchkommens bestanden. Also machte ich mich zu Fuß auf den Weg, über Richterich und Laurensberg, nach Aachen.

In den angeführten Dörfern war es ruhig und kaum ein Mensch auf der Straße. Nur einige Kumpels, die in Kohlscheid auf der Grube Laurweg zur Frühschicht anfahren wollten, begegneten mir. Da sie jedoch nicht aus der Stadt kamen, konnte mir keiner etwas Genaueres über das in der Stadt Geschehene berichten.. Kaum war ich jedoch am Stadtrand angelangt, (früher war die Stadtgrenze dort, wo heute die damals noch nicht existierende Henricistraße in die Roermonder Straße einmündet) bot sich mir ein Bild des Grauens. Die Häuser an der Roermonder Straße brannten lichterloh, Feuerwehren versuchten zu löschen und Zivilisten wie auch Soldaten halfen zu retten was noch zu retten war. Verletzte saßen auf dem Pflaster, neben ihnen die wenigen Habseligkeiten, die sie hatten noch retten können, wurden jetzt von Sanitätern und Rotkreuz-Schwestern notdürftig versorgt. Überall dazwischen lagen verkohlte Leichen bis zur Unkenntlichkeit verbrannt

Der über der Straße liegende Qualm nahm mir fast die Atemluft. Auf meinem weiteren Weg sah ich in den Alleen, Ludwigsallee, Monheimsallee, Heinrichsallee, die ich voller Sorge um meine Schwester nur noch im Laufschrift nahm, fast die gleichen Bilder des Grauens. Weinende Menschen bei ihren ehemaligen Wohnungen mit den Teilen ihrer geretteten Habe, vor den rauchenden Trümmern der zerbombten Häuser. Die Oberleitungen der Straßenbahn waren zerrissen und in den noch intakten Teilen der Drähte hingen abgerissene Äste der Bäume und Kleidungsstücke, die durch den Luftdruck der Sprengbomben-Detonationen dort

hingeflogen waren. Die Straßen waren mit Trümmern übersät, Bombentrichter überall und ein Durchkommen der wenigen vorhandenen Rettungsfahrzeuge war sehr schwierig. Beinahe atemlos erreichte ich die Wohnung meiner Schwester in der Luisenstraße mit einem Brennen in der Lunge, welches durch den beißenden Qualm, in den die ganze Stadt gehüllt war, hervorgerufen wurde. Ich begriff sofort die Dringlichkeit, dieses Haus möglichst bald zu räumen, wenn das darin befindliche Inventar noch vor den Flammen gerettet werden sollte. Sofort versuchte ich mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln, nämlich nur mit Besonnenheit, dem Verstand und mit der Erfahrung meiner Fronteinsätze, eine Rettung zu organisieren. Spontan halfen alle Anwesenden, vor allem die Bewohner der Luisenstraße, deren Häuser von Bomben und Feuer bisher verschont geblieben waren, ohne langes Zögern mit. Überhaupt war die Hilfsbereitschaft in dieser Situation überwältigend groß. Niemand zierte sich, sondern fasste ohne langes Fragen mit an wo er gebraucht wurde. Hier erwies sich wieder einmal meine These, dass es den Menschen nur schlecht genug gehen muss, damit sie zusammenstehen. Nur der Not gehorchend gab ich einem zufällig vorbeikommenden Trupp von Soldaten kurzerhand den Befehl, bei der Bergung der Möbel aus den Häusern der oberen Luisenstraße mitzuhelfen, obwohl ich nicht gerade dem allbekannten "Hauptmann von Köpenick" nacheifern wollte.

Trotzdem ich bis dahin an der Front schon in den verschiedensten Abschnitten eingesetzt war, habe ich während der Tage, wo ich all die Not und das Elend der Zivilbevölkerung miterlebte, daran denken müssen, dass es diesen Menschen hier in der Heimat eigentlich doch schlechter erging als den Soldaten an der Front. Während wir um den Krieg und die anstehenden Gefahren wussten, und auch dafür ausgebildet worden waren uns zu wehren, Splittergräben und Unterstände hatten, so waren die Zivilisten, die eigentlich mit dem Krieg nichts zu tun haben sollten, den Bomben und der Zerstörung schutzlos ausgeliefert.

Magda Keusch berichtet weiter:

Es war in dieser Situation ein Glücksfall, dass mein Bruder Heinz kam um uns zu helfen. In der unteren Luisenstraße, etwa 100 Meter von unserer Wohnung entfernt, hatte es in dieser Nacht viele Tote gegeben. Fast alle waren bis zur Unkenntlichkeit verbrannt und man legte sie bis zu einer eventuell noch möglichen Identifizierung und dem Abtransport auf dem Schulhof der Schule Luisenstraße. Ein grausiges Bild, welches ich nie vergesse. Kurz vor Mittag hielt bei uns, vor dem immer noch brennenden Haus, ein Pferdefuhrwerk. Ein großer Heuwagen mit zwei Kaltblutpferden. Auf dem Wagen, so sah ich, ein Bauer mit seinem Knecht. Es stellte sich jedoch schnell heraus, dass der Bauer ein Bruder meines

Schwiegervaters war, nämlich der in der Heckstraße Eilendorfs wohnende Landwirt Leonhard Keusch, welcher sich aus lauter Sorge um uns mit seinem Sohn Gerhard auf den Weg nach Aachen gemacht hatte. Nachdem er in Eilendorf gehört hatte, was sich in der abgelaufenen Nacht in Aachen ereignet, hatte er die anstehende Heuernte spontan abgebrochen um bei uns nach dem Rechten zu sehen. Viele unserer Möbel wurden jetzt auf diesen Wagen geladen, doch etliche Sachen blieben auf der Straße stehen, weil der Platz auf dem Wagen nicht reichte. Meinem Mann Hans gelang es, ich weiß heute nicht mehr wie, den Fuhrunternehmer Josef Meisenberg, der sein Geschäft in der Steinstraße Eilendorfs betrieb, zu benachrichtigen und für uns mit einzuspannen. Auf diesen LKW luden wir die restlichen Möbel um diese dann irgendwo zu lagern, so glaubte ich. Doch mein Schwiegervater, Gerhard Keusch, hatte schon feste Pläne gefasst, von denen ich bis dahin wohl als einzige noch nichts wusste.

Mit den beiden Kindern, hoch oben auf dem mit Möbeln beladenen Heuwagen thronend, ging es über den Adalbertsteinweg in Richtung Eilendorf. Doch bereits im Reichsweg hatten wir uns mit dem Wagen festgefahren. Eine in der Nacht hier gefallenen Sprengbombe hatte einen metertiefen Krater in die Fahrbahn gerissen, so dass ein Durchkommen mit dem Fuhrwerk hier unmöglich war. Wir mussten mit dem großen Wagen auf der relativ engen Straße wenden und einen anderen Weg nehmen. Wir fuhren dann über die Elsaßstraße und die Stolberger-Straße zum Haus meiner Schwiegereltern in die Eilendorfer Brühlstraße. Hier war durch Zufall die Erdgeschosswohnung frei geworden, in der zuvor noch die Familie Ulrich gewohnt hatte. Herr Ulrich war beim Bau des Westwalls beschäftigt, der damals von der OT (Organisation Todt) geleitet wurde. Die Bunkerbauten um Eilendorf waren weitgehend fertiggestellt und die Bauarbeiten abgeschlossen. Die Familie Ulrich war jetzt in die Gegend von Jülich gezogen, wo weitere Arbeiten der OT zur Ausführung kamen.

Wir zogen mit unserer vor den Flammen geretteten Habe in diese Wohnung ein und waren glücklich auf dem Land zu leben, wo Bombenangriffe nicht vorkommen würden. – So glaubten wir.....

Unsere neuen Nachbarn, die ich schon von den verschiedenen Besuchen bei den Schwiegereltern kannte, waren alle sehr nett und halfen uns beim Eingewöhnen. Wie schon anfangs erwähnt war unser Haus ein Eckhaus, wir hatten Nachbarn sowohl in der Brühlstraße als auch in der damalige Adolf-Hitler-Straße, die heute aber längst wieder Karlstraße heißt. Gleich im angebauten Nebenhaus, welches zur Karlstraße gehörte, wohnte die Familie Geulen. Adam Geulen, der Rektor an der nahen Schule Kaiserstraße war, seine Frau Maria Geulen sowie deren fünf Kinder Marianne, Marlies, Irmgard, Willi und Käthi. Während die

beiden älteren Töchter, Marianne und Marlies, damals schon in Bonn studierten, gingen die anderen Kinder der Familie noch zur Schule und wohnten im Elternhaus. Frau Geulen, mit der ich öfters ins Gespräch kam, nahm mir die Angst vor weiteren Bombenangriffen. Sie sagte, dass man in Eilendorf solche Befürchtungen nicht zu haben brauche.

Die Keller waren hier auf dem Land die einzigsten Schutzräume bei Alarm. In der engeren Nachbarschaft besaß lediglich der Bauunternehmer Dedisch, Karlstraße 71 (heute Haus Nr. 35) wohnhaft, im an die Brühlstraße grenzenden Hinterland seines Grundstücks einen kleinen Erdbunker. Diesen etwa zehn Personen fassenden Bunker hatte er für sich und seine Familie gebaut, doch oft fanden bei Alarm auch einige Nachbarn dort Zuflucht. Heute steht auf diesem Grundstück das Haus Brühlstraße 42.

Viele unserer Nachbarn waren bei den Alarmen immer weit unbesorgter als ich. Selbst mein sonst recht vorsichtiger Schwiegervater blieb immer im Bett wenn die Sirenen nachts heulten und konnte nicht verstehen, dass ich beim ersten Sirenton immer mit unseren Kindern, die ich genau wie seinerzeit in Aachen, stets mit Trainingsanzügen ins Bett packte, in den Keller wollte. Mein Mann Hans blieb auch, wie scheinbar fast alle Eilendorfer, lieber im Bett.

Auf einem Nebengleis der Bahnstrecke Aachen-Köln war zu dieser Zeit eine Bahnflak in der Nähe der Firma Wertz aufgefahen worden, die von Soldaten bedient wurde. Diese erreichte man von uns aus am ehesten, wenn man die Brühlstraße in Richtung Rödgener-Straße beging. Damals war der dortige Teil der Brühlstraße zwischen der Josef- (damals Johann-Raskin-Straße) und der Rödgener Straße nur ein kleiner Trampelpfad. Über die Anwesenheit der Flak-Stellung machten wir uns anfangs Sorgen, da diese ein Angriffsziel für die Feindflugzeuge hätte werden können. Doch beruhigte man uns indem man uns sagte, dass die großen Geschütze dieser Batterie tagsüber zur Tarnung vor Aufklärungsflugzeugen in den damals noch nicht aufgeschlitzten und ehemals beinahe 800 Meter langen Nirmmer-Tunnel gefahren würden.

Obwohl wir in Aachen Schlimmes erlebt hatten, wurde auch ich bald optimistischer und blieb bei Alarm einfach liegen, doch hellwach und auf Geräusche von eventuell auftauchenden Flugzeugen horchend. Wenn die Bomberverbände Eilendorf direkt überflogen, man hatte nachher ein Ohr dafür, standen wir auf und schauten den meist bei klarem Himmel fliegenden Flugzeugen nach, schätzten nach deren Flugrichtung die eventuellen Flug- und Einsatzziele ab und waren immer in Gedanken bei den armen Menschen, die es in dieser Nacht "treffen" würde. In einigen Nächten konnten wir von den Fenstern unseres Hauses aus zuschauen, wie die Bomber ihre todbringenden Lasten auf Aachen abluden und

wie wiederum ganze Straßenzüge in Flammen aufgingen. Als eines Nachts, wie fast jede andere Nacht auch, wieder Bomberverbände über Eilendorf hinwegflogen, stand auf “Gottesegen“ plötzlich ein als Bombenzielmarkierung gesetzter “Christbaum“. Vorsorglich packten wir das Nötigste zusammen, um eventuell schnell in den Keller zu können. Da im Dorf aber nichts geschah, legten wir uns wieder beruhigt ins Bett. Den „Christbaum“ hatte eines der Leitflugzeuge wohl nur “verloren“. – Die Monate gingen ins Land, die Kinder wuchsen fröhlich und sorglos auf und wir waren froh, in Ruhe leben zu können,

. . . . bis zu jenem denkwürdigen Tag, dem **24. Mai 1944**.

Der 24. Mai im Kriegsjahr 1944 war ein ganz gewöhnlicher Wochentag, ein Mittwoch. Er sollte aber für uns und für viele unserer Nachbarn in schlimmer Erinnerung bleiben. Zunächst verlief dieser Tag ruhig und harmonisch, wie fast alle Tage in Eilendorf zu dieser Zeit. Nachdem sich die Frühnebel gelichtet hatten, brach die Sonne durch und es versprach ein schöner Frühlingstag zu werden. Nach gemeinsamem Frühstück der Familie machte sich jeder an sein Tagwerk. Mein Mann Hans ging zur Straßenbahnhaltestelle und fuhr zum Dienst, unser Sohn Hans-Gerd, der inzwischen eingeschult worden war, machte sich auf den Schulweg. Mein Schwiegervater, Gerhard Keusch, der bereits pensioniert war und die Geflügelzucht zu seinem Hobby gemacht hatte, war längst schon bei seinen Hühnern und werkelt dort herum. Unsere damals ca. 3 Jahre alte Tochter Marie-Luise gab ich in die Obhut der Schwiegermutter und machte mich auf zum Einkaufen, was in dieser Zeit, der Zeit der Lebensmittelkarten, auch immer schwieriger wurde. Wenn wir auch durch die Versorgung aus dem eigenen Garten, wie viele Eilendorfer auch, ein gutes “Zubrot“ hatten. Das schöne Wetter an diesem Tage lud geradezu ein, wieder einmal etwas im Garten zu tun.

Nachmittags besuchte uns der hier in der Pfarre St. Severin tätige Kaplan Otto Voß, den ich noch aus meiner kirchlichen Jugendarbeit aus Kohlscheid kannte, wo Kaplan Voß seine erste Kaplanstelle an St. Katharina gehabt hatte. Besuche der Geistlichkeit bei den Pfarrkindern waren auch unter der “Braunen Herrschaft“ noch allgemein üblich. Bei einer Zigarre und einem Gläschen erzählte Kaplan Voß von seinen Problemen und wir von den unseren. Kaplan Voß, sprach an jenem Nachmittag von den Schwierigkeiten mit seinem vorgesetzten Pastor, den er als geborener Westfale und mit ebensolchem Kopf nur den Terror-Pastor nannte. Der Kaplan hatte sich um die Pfarrstelle in Dedenborn beworben, aber der Pastor in Eilendorf ließ ihn nicht gehen. Daher der Name Terror-Pastor. - (Später, direkt nach dem Krieg, wurde Voß dann Pfarrer in Rollesbroich) .

Auch ein mindestens genau so aktuelles Thema, der Zölibat, wurde angeschnitten und diskutiert, dann von Kaplan Voß mit den Worten abgeschlossen,

die seiner manchmal westfälisch-wortkargen und ebenso direkten Art wieder mal Ausdruck verliehen: „Wenn man drin sitzt, sitzt man drin.“

Nachdem Kaplan Voß gegangen war, ging ich noch in den Vorgarten an der Karlstraße um einige Beete zu säubern. Ich sah unseren Sohn Hansgerd mit Käthi Geulen auf der Straße spielen und über den Zaun, der die beiden Gärten trennte, sprach ich mit unserer Nachbarin, Frau Geulen, die auch in ihrem Vorgarten werkelt. Wir sprachen über dieses und jenes, während sich bei wolkenlosem Himmel die Sonne langsam anschickte unterzugehen. Nach einem gemeinsamen Blick in den abendlichen Frühlingshimmel und meiner bangen Frage, ob nicht heute Nacht, bei so klarem Wetter, wieder mit Fliegeralarm zu rechnen sei, beruhigte mich Frau Geulen damit, dass sie meinte: „Sicher, kommen werden sie bei diesem klaren Himmel schon, aber wie sie ja wissen, fliegen die lediglich über uns weg.“

Schließlich wurde es Zeit zum Abendbrot. Ich sagte meinem Sohn Hansgerd, dass es Zeit würde und er sich von Käthi Geulen verabschieden sollte. Beide, sowohl Käthi als auch Hansgerd, wollten sich an diesem Abend einfach nicht trennen. Als ich den Beiden dann das Angebot machte, dass Käthi in dieser Nacht bei uns schlafen könnte, waren beide begeistert. Käthi schaute durch das Vorgartengitter ihre dort stehende Mutter an und hoffte auf deren Einwilligung. Frau Geulen war nicht dagegen, doch Käthi sollte selbst entscheiden. Man konnte es Käthi im Gesicht ansehen, dass sie zwischen den beiden Möglichkeiten abwägte. Schließlich lief sie in den Vorgarten zu ihrer Mutter, umarmte diese und sagte ganz lieb: „Nein Mama, ich schlafe doch diesmal lieber bei dir.“ - Mit den Worten: „Du hast der Letzte“, bekam Hansgerd von Käthi noch einen Klaps und sie ging am Arm ihrer Mutter ins Haus. Wir gingen dann auch und ich brachte zur gewohnten Zeit die Kinder ins Bett.

Den Männern, meinem Mann und auch meinem Schwiegervater, war das Wetter, so schön es auch war, nicht geheuer. Mein Schwiegervater sagte: „Wenn die heute nicht kommen, sind sie blöd.“

Aber wie oft in den letzten Jahren hatten wir so in den Himmel geschaut und gesprochen? Nach den 22 Uhr Nachrichten, welche die Männer sich jeden Abend anhörten, gingen auch wir zu Bett.



Quelle: M. Keusch

Ein Foto, welches im Mai 1944, kurz vor dem Tod von Käthi Geulen in der Bombennacht vom 24. auf den 25. Mai, entstanden ist. Von links nach rechts: Käthi Geulen, Marie-Luise Keusch und Hansgerd Keusch.

Kaum richtig eingeschlafen, jedenfalls kam es mir so vor, kündeten die im Dorf installierten Sirenen den Fliegeralarm an. Mit ihrem auf- und abschwellenden Geheule konnten sie einem ganz schön an die Nerven gehen, doch gehörte das für uns schon lange zum Alltag. Ein Blick auf den Wecker mit seinen Leuchtziffern sagte mir, dass es 00.50 Uhr war. Also schon Donnerstag der 25. Mai, den wir eigentlich bis zum Morgenrauen im Bett verbringen wollten. Die Sirenen liefen langsamer und mit immer tiefer werdendem Heulton aus, als wir zwischen den auch immer leiser werdenden Sirenentönen stets lauter werdende Motorengeräusche von näherkommenden Flugzeugen hörten. Also doch, raus aus den Federn um am Fenster nachzuschauen. Doch bis zum Fenster sind wir nicht mehr gekommen. Zwischen dem immer lauter werdenden Brummen der Flugmotoren hörten wir laute und krachende Detonationen. „Sofort in den Keller“ schrie mein Mann Hans. Ich riss, (anders kann ich es nicht nennen) unsere 3 Jahre

alte Tochter Marie-Luise aus dem Kinderbettchen und rannte los. Hans-Gerd hatte ich direkt nach dem unsanften Wecken durch mich, schon in den Keller laufen sehen.

Das nachfolgend Geschilderte lief weitaus schneller ab, als man es beschreiben kann:

Hans rief im Treppenhaus noch auf seine in der ersten Etage wohnenden Eltern. Denn auch dort war man, entgegen allen Gewohnheiten, nicht liegen geblieben. Meine Schwiegermutter, die schon im Treppenhaus auf dem Weg in den Keller war, rief uns zu: „Der Alte kommt auch.“ Das war etwas ganz Besonderes, denn bisher hatte mein Schwiegervater selbst in bedenklichen Situationen noch nie seinen Kopf irgendwo eingezogen. Schließlich war er zu Kaisers Zeiten bei Majestät einmal Mitglied der Kaiserlichen Garde gewesen !!!

Für ihn wurde es jetzt aber auch allerhöchste Zeit, flogen doch schon die Fensterscheiben aus ihren Rahmen, als er noch im Keller auf der Treppe war. Im Keller fanden wir uns alle wieder zusammen, draußen rasselte und krachte es ganz fürchterlich. Entgegen aller Erwartungen brannte das elektrische Licht immer noch. War es doch sonst das Erste, was selbst bei entfernteren Bombenangriffen ausfiel.

Wie die meisten Eilendorfer Wohnhäuser hatte auch unser Haus keinen Luftschutzraum. Die Männer sprachen immer davon, dass die gewölbartig und aus Feldbrandsteinen gemauerten Türdurchgänge mit ihren 65 cm dicken Wänden im Notfall besten Schutz bieten würden. Ohne eine weitere Absprache dazu getroffen zu haben, standen wir nun in diesen Türnischen, starrten auf die einfachen Kellerlampen mit den Porzellanfassungen und Emailleschirmen und warteten nur darauf, dass die elektrische Beleuchtung ausfallen würde. Mein Mann und auch mein Schwiegervater standen gemeinsam in einem Türdurchgang. Im Rücken hatten sie die verschlossene Holztüre zum Werkzeugkeller meines Schwiegervaters, der im Normalfall für alle tabu und stets verschlossen war. Ich stand mit meiner Tochter, der kleinen Marie-Luise, auf dem Arm, die in eine Decke gehüllt war, in einem anderen Türdurchgang mit offener Türe. Meine Schwiegermutter saß auf einem kleinen Hocker in der nächsten Türnische und betete laut. Bei ihr stand unser Sohn Hans-Gerd. In dieser gefährvollen Situation betete ich auch, während die Kinder schrieten, die Männer, angespannt und Schlimmes erwartend, ihre Sinne zusammenhielten. Plötzlich, gleichzeitig mit einem sehr lauten Knall, der von einer erneuten Bombendetonation herrührte, verlöschte das elektrische Licht. Eine Druckwelle, die Staub und Dreck mit sich brachte und uns das Atmen fast unmöglich machte, fegte uns um die Ohren. Wir standen in diesem totalen Dunkel ohne jede Orientierung, die Situation schien

aussichtslos. Doch meine Schwiegermutter hatte vorgesorgt. Mit Kerzen und Streichhölzern versuchte sie Licht zu machen. Doch die gleich folgende Explosion einer weiteren Bombe ließ das ganze Haus in seinen Fundamenten erzittern. Die Betondecke im Kellerflur, wo wir in den Türnischen standen, stürzte ein. Der unmittelbar nachfolgende Luftzug der Detonation blies die soeben angezündete Kerze wieder aus. Danach wurde es ruhiger. Das Bombardement, vor allem der Krach der Explosionen, hörte beinahe schlagartig auf. Der Staub und Dreck, der immer noch in der Luft war, verklebte uns Mund und Nase, so dass wir nicht miteinander sprechen konnten. Im Dunkel wusste auch niemand von uns so recht, wo denn eigentlich der Andere war. Schließlich gelang es meiner Schwiegermutter erneut eine Kerze anzuzünden. Schwach schimmerte die Kerze in der staubigen Luft, doch war dieses Licht für uns wieder ein erster Hoffnungsschimmer. Hinter einem Berg aus Trümmern und Schutt sah ich in der mir gegenüberliegenden Türnische meinen Mann und meinen Schwiegervater stehen. Sie konnten sich im ersten Augenblick nicht bewegen, weil sie fast bis zu den Knien in Trümmerschutt standen. Denn als die Decke im Kellerflur herunterbrach, konnten sie nicht, wie wir es wahrscheinlich im Unterbewusstsein taten, einen Schritt rückwärts machen, da sie an der bereits erwähnten verschlossenen Kellertüre standen. Doch konnten sie sich in ganz kurzer Zeit selbst aus dieser Lage befreien und kamen mit Prellungen und Schürfwunden davon, die in dieser Situation eigentlich gar nicht zählten. – Erst später stellten wir fest, dass die verschlossene Kellertüre den Beiden ganz sicher das Leben rettete, denn der dahinterliegende Keller war vollends eingestürzt und mit Trümmern angefüllt. Wir alle brauchten einen Augenblick der Besinnung, ehe wir uns wieder gefasst hatten, gingen und kletterten dann in den zur Gartenseite liegenden Kellerraum mit dem Hofausgang. Von hier aus, so hofften wir, wäre es ein Leichtes ins Freie zu gelangen. Vor allen Dingen brauchten wir dringend Wasser. Dreck und Staub hemmten uns immer noch. Natürlich war die Wasserversorgung unterbrochen, doch wir fanden einen Eimer, der sonst “anderen Zwecken“ diente. Wir haben genommen was drin war, und es half.

Draußen, so merkten wir, war es bedeutend ruhiger geworden und wir hörten die Flugzeuge abdrehen. Einer der ersten Gedanken galt unseren direkten Nachbarn, der Familie Geulen im Nebenhaus. Einen Durchbruch der Brandmauer im Keller, wie er in der Stadt in jedem Haus vorhanden sein musste, gab es hier nicht. Wir fanden beim Gartenwerkzeug einen „Stickel“, eine Eisenstange mit der im Garten u.a. zum Setzen der Bohnenstangen Löcher in den Boden gemacht werden konnten. Hiermit klopfen wir immer wieder gegen die dicke Brandmauer, die uns vom Keller der Familie Geulen trennte. Immer wieder: Bumm, bumm, bumm, dann gespanntes Warten und lauschen. Nichts!

Wieder und wieder versuchten wir es erneut. Ohne Erfolg. Schließlich gaben wir auf, glaubten die Geulens schon in Sicherheit und versuchten nun durch den Kellerausgang zum Hof den Keller zu verlassen. Jetzt erst merkten wir, dass der Ausgang zum Garten total mit Trümmern zugeschüttet und für uns ein Rauskommen hier unmöglich war. Da alle Kellerfenster im Haus vergittert waren, blieb uns nur der Weg über die Kellertüre die zum Treppenhaus führte. Doch mein Mann Hans, der sich einen Weg über den im Kellerflur liegenden Schuttberg in Richtung Treppenhaus suchte, musste feststellen, dass auch diese Türe sich nicht mehr öffnen ließ. Wir schickten uns schon an, den Rest der Nacht im Keller zu verbringen, als wir auf der Straße Männerstimmen hörten, die immer näher kamen. Es wurde im Befehlston gesprochen, doch verstanden wir nichts. Ein Scharren, ein Kratzen, dann der für uns alle erlösende Ruf und Frage zugleich: „Lebt ihr noch“ ?! Alle haben wir, jeder für sich, den Ruf und die Frage beantwortet. Klang es doch für uns wie eine Erlösung. Und sie war es auch. Ein Trupp Soldaten, der sich nach dem Angriff zusammengefunden und zum Helfen durch die Straßen ging, hatte uns schnell befreit. Der Luftdruck der Explosionen hatte die Haustüre unseres Hauses mitsamt dem Rahmen aus dem Mauerwerk gerissen und in einer Nische des Kellerabgangs so verkeilt, dass sich die Kellertüre von innen nicht mehr öffnen ließ. Die Soldaten kamen in den Keller waren uns behilflich ins Freie zu kommen. Im wahrsten Sinne obdachlos, standen wir auf der Straße. Geschockt vom Erlebten und mit weichen Knien starrten wir auf die Ruine unseres Wohnhauses, als erneut die Sirenen heulten und einen weiteren Fliegeralarm ankündigten. Die Soldaten, die uns aus dem Keller befreit hatten, merkten sofort, dass wir nicht wussten wo wir bleiben sollten. Deshalb führten sie uns durch die Brühlstraße in Richtung Severinstraße. Meine Schwiegermutter war so “daneben“, dass sie mich im Weggehen fragte: „Hast du auch die Haustüre gut abgeschlossen?“

Während sich erneut die Bomber dem Dorf näherten, diesmal kamen sie aus südöstlicher Richtung, brachten uns die Soldaten in einen ebenfalls von Soldaten ausgehobenen Splittergraben in der Severinstraße. Dieser befand sich in der Wiesenböschung zwischen der Einmündung der Brühlstraße und der Kaiserstraße, wo heute das Gelände abgeflacht ist und die Schule Brühlstraße steht. Von diesem Splittergraben aus konnten wir den Angriff, den Luftkampf und die Abwehr der Flak, die mit ihren Scheinwerfern den Himmel erhellte, hautnah miterleben. Die Soldaten beobachteten, fachsimpelten untereinander und erklärten unserem Sohn Hans-Gerd das aktuelle Geschehen. Sie gaben ihm Verhaltensmaßregeln für einen eventuell späteren Fliegerangriff. Ich selbst verstand nichts davon und wollte es auch gar nicht wissen. Ich war so “fertig“, dass ich ganz langsam an den frischen Lehmwänden des Grabens herunterrutschte und auf den Knien sitzend einschlief.



Quelle: T. Knops

In der Nacht vom 24 zum 25. Mai 1944 zerstörte Wohnhäuser Karlstraße 58 - 64. Von links die Häuser Keusch (mit Turm), Geulen (nicht mehr zu erkennen) Timmemann, Kogel (völlig zerstört) und Heimig

Die Soldaten erzählten später noch unserem Sohn und unseren Männern, dass die Eisenbahnflak, von der ich vorher schon berichtete, etliche Volltreffer abbekommen hätte und dort auch zahlreiche Opfer unter den Soldaten zu beklagen wären.

Auch der schlimmste Fliegerangriff geht einmal zu Ende. Als die Gefahr vorüber war und die Sirenen Entwarnung gegeben hatten, konnten wir den Splittergraben verlassen und standen im wahrsten Sinne des Wortes wieder "auf der Straße".

Ich glaube, dass wir in diesem Augenblick alle keinen klaren Gedanken fassen konnten. Doch ganz instinktiv gingen wir die Severinstraße hinauf in Richtung zur Einmündung der Brühlstraße. Auch bogen wir wie von selbst in die Brühlstraße ein, die in diesem unteren Teil damals noch gänzlich unbebaut war. Aus dieser Richtung kommend war das erste Haus, welches wir erreichten, das Haus Brühlstraße 25. Hier wohnte die Familie Crützen. Josef Crützen und seine Frau Cäcilie mit ihren sechs Kindern, von denen der älteste Sohn bereits als Soldat

eingezogen war. Familie Crützen betrieb hier und in dem dahinter liegenden Gartenland eine Gärtnerei. Die Crützen's standen auf der Straße und wussten natürlich um die Auswirkungen des kaum vergangenen Fliegerangriffs in ihrer engsten Nachbarschaft. Für die Familie Crützen war es eine Selbstverständlichkeit uns für den Rest der Nacht Quartier anzubieten. Da wir aber „nach Hause“ wollten, lehnten wir dankend ab. Ich selbst war aber froh, dass mir die Crützens unsere beiden Kinder abnahmen, um diese in ihrem Heim für den Rest der Nacht wieder schlafen zu legen. Wir, mein Mann, meine Schwiegereltern und ich, wollten weiter zu unserem Haus, welches wir vor gut einer Stunde, in aller Eile wegen des erneuten Fliegeralarms, mit den Soldaten verlassen hatten. Beim Weggehen hatten wir nur die Hausfront der Brühlstraße gesehen, die wenigstens vom Mauerwerk her in der Dunkelheit noch relativ „erhalten“ aussah. Doch jetzt, wo wir von der Straße aus über die Hecke auch die Gartenseite einsehen konnten, erschrakten wir sehr und es traf uns wie ein Keulenschlag.



Quelle: T. Knops

In der Nacht zum 25. Mai 1944 durch Bomben zerstörte Gebäudegruppe in der Karlstraße.

Links (mit Turm) Haus Keusch, rechts Haus Timmermann; dazwischen (nicht mehr zu erkennen) Haus Geulen; ganz links Haus Redder, ebenfalls unbewohnbar

Mit Entsetzen sahen wir, dass die der Brühlstraße zugewandte „Haushälfte“ zwar schwer beschädigt war, aber noch stand, doch die andere Hälfte total fehlte. Sie war wie weggeblasen. Das Schlimmste aber war für uns die daneben entstandene Leere. Hier fehlte das Haus der Familie Geulen vollends, welches für uns, wenn wir aus dieser Richtung kamen, immer ein vertrauter Anblick gewesen war. Auch konnten wir von hier aus schon sehen, dass das Haus des Lehrers Timmermann noch stand, wenn auch schwer beschädigt war.

Viele unserer Nachbarn waren auf den Beinen, boten uns ebenfalls Quartier für die Nacht und Verpflegung an. Aber wer hat nach so einem Schicksalsschlag noch Hunger? Jemand brachte heißen Kaffee, und da dies nicht der sonst in diesen Zeiten übliche „Muckefuck“ war, nahmen wir das damals sehr rare Getränk namens „Bohnenkaffee“ dankend an. Mein Schwiegervater brachte meine Schwiegermutter und mich anschließend in das im Garten stehende sehr geräumige Hühnerhaus. Hier nahmen wir Frauen für den Rest der Nacht Quartier, während die Männer versuchten, sich mit anderen Helfern in der Nachbarschaft nützlich zu machen. Einige Beherzte versuchten, mit der zu dieser Zeit noch vermissten und verschütteten Familie Geulen durch Rufen und Klopfen in Kontakt zu kommen, oder ein anderes Lebenszeichen aus den Trümmern zu vernehmen.

Als die an diesem Morgen wieder strahlend aufgehende Sonne und die Geräusche der Hühner uns weckten, ahnten die Helfer schon, und die unbestätigte Kunde ging von Mund zu Mund:

„Bei Geulen sind alle tot !“

Einige der unermüdlichen Helfer waren, hier erwähne ich besonders unsere Nachbarn, den Viehhändler Josef Gindorf, den Elektromeister Carl Kaußen und den Sanitäter Josef Debetz. Diese und viele Andere räumten und gruben, teilweise mit bloßen Händen, in den Trümmern des Hauses Geulen nach den Vermissten. Mit vereinten Kräften und nach längerer Suche fand man sie. Sie waren, obschon sie wider aller Erwartungen auch im Keller Zuflucht gesucht hatten, tot.

Irgendwer, vielleicht auch die Parteileitung, die sich in dieser Situation sehr zurückhielt, hatte einen LKW zum Abtransport der Toten besorgt. Es war ein sogenannter Plateauwagen, nur Ladefläche, also ohne seitliche Begrenzungen. Für einen solchen Transport eigentlich denkbar ungeeignet. Doch da die Umstände es nicht anders zuließen, es schließlich überall „drunter und drüber“ ging, war wohl auch hier jedes Mittel recht.

Nachdem die Männer die Toten abtransportiert hatten, waren doch alle Nachbarn sehr betroffen und in sich gekehrt. Was konnte denn die Familie Geulen für diesen Krieg? Was hatten die anderen „Fliegergeschädigten“, so nannte man

das damals, mit diesen Genossen in Berlin und anderswo zu tun? Doch alle haben wir unter den Folgen dieser Politik leiden müssen. Wir persönlich konnten ja noch froh sein, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Hatte da nicht jemand gesagt: “Der Dank des Vaterlandes ist Euch gewiss“?

Sei es wie es sei, es ging ans Aufräumen. Mit Hilfe der Nachbarn begannen wir im Laufe des Morgens dieses 25. Mai 1944 die uns noch verbliebene Habe aus dem stark beschädigten Haus zu schaffen. Erst in einer kurzen Ruhepause kam ich dazu, mir die Schäden in der mittelbaren Nachbarschaft anzusehen.

Durch zwei in die Straßenmitte gefallene und auch dort detonierte Bomben, wovon zwei große Bombentrichter in der damaligen Adolf-Hitler-Straße (heute wieder Karlstraße) Zeugnis gaben, waren etliche Häuser so schwer beschädigt, dass sie nicht mehr bewohnbar waren.

Es waren dies:

Haus der Familie Josef Heimig (Direktor bei der Vegla), Adolf-Hitler-Str. 58 (heute Karlstr. 40)

Haus der Familie Josef Kogel, (Lehrer i.R.) Adolf-Hitler-Str. 60 (heute Karlstr. 42)

Haus der Familie Wilh. Timmermann (Lehrer i.R.) Adolf-Hitler-Str. 62 (heute Karlstr. 44)

Das Haus der Familie Adam Geulen (Rektor der Schule Kaiserstr.) Adolf-Hitler-Str. 64 (heute Karlstr. 46), es wurde durch einen Volltreffer, der wahrscheinlich unser Eckhaus welches zur Brühlstraße gehörte, durchschlug und dann im Keller der Familie Geulen explodierte, völlig zerstört.

Durch die gleiche Bombe ebenfalls zerstört und zur Hälfte weggefegt: unser Haus Brühlstr. 39, Haus der Familien Gerhard und Hans Keusch, Obervollz.-Beamter i.R. und Kreisoberinspektor.

Auf dem damals noch unbebauten Grundstück, wo heute das Haus Karlstraße 48 steht, detonierten ebenfalls zwei Bomben. Hierdurch wurde das danebenstehende Haus in der Adolf-Hitler-Str. (heute Karlstraße 50) so stark beschädigt, dass es nicht mehr bewohnbar war. Eigentümer war damals die Lehrerfamilie Redder.

Eine weitere Bombe ging auf dem damals ebenfalls noch unbebauten Grundstück (heute steht hier das Haus Karlstraße 54) und dem Haus der Familie Thönnessen (heute Karlstr. 56) nieder und detonierte auch dort. Während beim Haus Thönnessen lediglich die Dachziegel und Fensterscheiben zu Bruch gingen, wurde das Haus der Familie Kind (Karlstr. 52) sehr stark in Mitleidenschaft

gezogen. Wilhelm Kind aber konnte wenigstens mit seiner Familie in seinem Haus wohnen bleiben.

Das Ergebnis hielt ich mir vor:

Sechs Bomben waren in unmittelbarer Nachbarschaft gefallen. Hier war nur eine Bombe, die im Haus Geulen explodierte, als Volltreffer zu bezeichnen und hatte dort viele Menschenleben gefordert. Kaum auszudenken, wenn die anderen Bomben auch noch die in Mitleidenschaft gezogenen Häuser voll getroffen hätten. Schließlich hatten zur Angriffszeit alle unsere Nachbarn tatsächlich in ihren Kellern gesessen und hier Schutz vor den Bomben gesucht.



Quelle: T. Knops

Das durch Bomben zerstörte Haus der Familie Keusch an der Ecke Brühl-Karlstraße von der Brühlstraße aus gesehen

Helfenden zur Sorgfalt mahnte, als diese seine Krawatten aus den Trümmern gruben. „Bitte gebt Acht, dass die teuren Stücke nicht knittern.“

Aus den Trümmern unseres Hauses bargen wir gemeinsam mit unseren immer hilfsbereiten Nachbarn, welche uns auch in der Not nicht alleine ließen, die noch verwertbaren Möbel, Kleidung und Hausrat. Hierbei erinnere ich mich besonders an die damals schon fast erwachsenen Töchter der Familie Josef Crützen. Hantierten sie doch alle mit bloßen Händen in den Trümmern, um wenigstens einen Teil unserer Habe zu retten. Jeden Augenblick hätten Teile der noch stehenden Hausruine zusammenbrechen, Dachteile herunterfallen, oder die Helfer durch einen unbedachten Schritt ausrutschen und abstürzen können.

Wie konfus wir auch noch Stunden nach dem Bombenangriff waren, konnte ich an den Äußerungen meines Mannes Hans ermessen, der die

Wir fanden auch in den Trümmern das Kruzifix, welches ich als junges Mädchen von meinen Eltern geschenkt bekam, das dann viele Jahre in meinem Jungmädchenzimmer und nach der Hochzeit im gemeinsamen Schlafzimmer gehangen hatte. Viele Jahre hatte mich dieses Kreuz durch mein Leben begleitet und geleitet. Gedanken, Bitten und Hoffnungen wurden ihm anvertraut, sowie stille Zwiesprache mit Gott gehalten. Jetzt war von diesem Kreuz der Corpus zerbrochen. Ich war außer mir vor Wut hierüber und suchte nach einem Schuldigen. – Und der war schnell gefunden!



Quelle: Emunds (†)

Vorne links die Trümmer des Hauses der Familie Adam Geulen nach dem Bombenangriff in der Nacht vom 24 zum 25. Mai 1944, bei dem fast die ganze Familie getötet wurde.

Rechts daneben die Häuser der Familien Wilhelm Timmermann, Josef Kogel und Josef Heimig

Das damals in jedem Haus gleichsam als Pflicht vorhandene "Führerbild", welches bei uns immer ein Schattendasein hinter der Küchentüre hatte führen müssen, war unversehrt aus den Trümmern geborgen worden und fiel in diesem Augenblick in meinen Gesichtskreis. Voller Wut ergriff ich das Bild und warf es im hohem Bogen von unserem Trümmerberg aus auf die Straße. Splitternd zerbrach die Glasscheibe des Bildes auf dem Schotter, und ich war gleich hinterher um dem Bild dort den Rest zu geben. Mit den Füßen zerstampfte ich die Glasreste

und den Rahmen, doch das eigentliche Bild erwies sich beinahe als unzerstörbar. Also zerriss ich das Foto mit den Händen. Schreckensbleich verfolgten die Nachbarn mein "frevelhaftes Tun". Meine Schwiegermutter fasste sich als Erste und versuchte mich von meinem Zerstörungswerk abzubringen. „Die bringen dich noch weg,“ sagte sie, während sie mich mit Gewalt von der Straße zog und die Reste des ehemaligen Bildes aufhob, und damit alle wichtigen Beweismittel meiner Tat beseitigte.

Ein Frevel, wie ich ihn verübt hatte, blieb gewöhnlich nicht ohne Folgen für den Täter. War doch zu dieser Zeit eine solche Tat ein echtes Verbrechen, doch die Eilendorfer hielten damals allgemein mehr zueinander als zu diesem Regime und der Partei.

Für mich kam auch nichts danach.....



Quelle: T. Knops

Bombentrichter im mittleren Teil der heutigen Brühlstraße nach dem Bombenangriff vom 24./25. Mai 1944

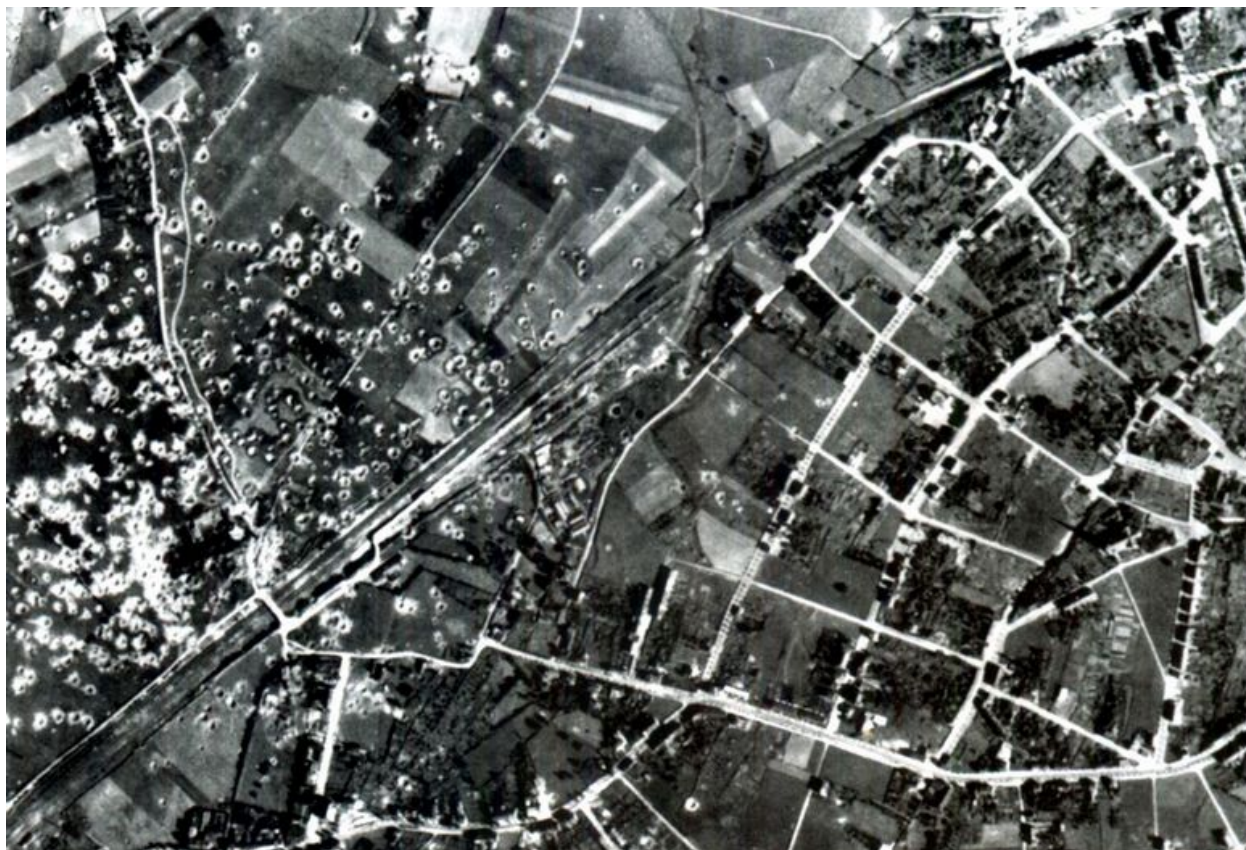
Es kam der Augenblick, an den wohl niemand direkt, doch vielleicht im Unterbewusstsein gedacht hatte. Einige unserer Wohnzimmersessel, die unsere Helfer und wir aus den Trümmern gegraben hatten, standen auf dem Bürgersteig der Brühlstraße. Meine Schwiegermutter, Marie-Louise Keusch, hatte sich gerade

zu einer Verschnaufpause in einen dieser Sessel gesetzt, als die beiden in Bonn studierenden Töchter der Familie Geulen, Marianne und Marlies, auf uns zukamen. Da sie die Woche über auch in Bonn wohnten, waren sie in dieser Schreckensnacht nicht im Elternhaus gewesen und so dem Inferno der Angriffsnacht entgangen. Sicher hatte man sie in Bonn davon unterrichtet, dass in Eilendorf Bomben gefallen waren. Verständlicherweise waren beide sehr beunruhigt, gingen auf meine im Sessel sitzende Schwiegermutter zu und fragten nach dem Aufenthalt ihrer Eltern. Ich war froh, dass ich nicht an Stelle meiner Schwiegermutter war, die ich aus sicherer Entfernung von einem hohen Trümmerhaufen aus, auf welchem ich stand, sehen konnte. Bestimmt ging es den anderen Helfern in meiner Nähe genau so. Auch meine Schwiegermutter mochte den beiden Mädchen nicht direkt die schreckliche Wahrheit sagen: „Ich weiß nicht,“ entgegnete sie auf die Frage der Beiden, „sie sind sicher bei Tante Maria.“ (Hiermit war die Familie Josef und Maria Heimig, Adolf-Hitler-Straße 58 gemeint)

Die Mädchen gingen dann auch sofort dort hin. Unser aller Mitgefühl hat sie auf diesem Weg begleitet. War doch alles, was wir in diesen Stunden mitgemacht hatten, nichts dagegen was den beiden Mädchen in diesem Augenblick bevorstand.

Auch Kaplan Voß kam und bot seine Hilfe an. Er konnte kaum fassen, dass da, wo wir zusammen mit ihm am Vorabend noch so angeregt geplaudert und diskutiert hatten, jetzt nichts anderes mehr war als eine große Leere und ein Haufen Trümmerschutt. Nachdem wir ihm, noch immer ganz betroffen von dem soeben Erlebten mit den beiden Geulen-Mädchen berichteten, verabschiedete er sich und machte sich auf den Weg zu dem ebenfalls schwer beschädigten Haus der Familie Heimig, denn er wusste, dass er dort jetzt dringend gebraucht wurde.

Meine Geschwister, die sämtlich in Kohlscheid wohnten, hatten von dem Bombenangriff in Eilendorf gehört. Mein Bruder, Josef Engels, der wie alle meine Geschwister beim EBV beschäftigt war, kam mit seinem PKW, um bei uns nach dem Rechten zu sehen. Er überschaute die Situation, fuhr zurück nach Kohlscheid und „organisierte“ für den Abtransport der uns verbliebenen Möbel einen LKW. In diesen Zeite ein Auto zu bekommen war schon eine enorme Leistung, wenn es sich hierbei auch meist um einen sogenannten „Holzvergaser“ handelte. Diese Autos brauchten zum Betrieb kein Benzin, welches als „kriegswichtig“ streng rationiert war, sondern hatten einen Kesselaufbau, in welchem durch ein schwelendes Holzfeuer Gas erzeugt wurde. Dieses Gas verwendete man dann zum Antrieb des Fahrzeuges. Hierzu eignete sich am besten trockenes Buchenholz, welches in kleine Stückchen gehackt in Säcken mitgeführt werden musste, um bei Bedarf hiermit den Kessel zu beschicken. Diese Holzvergaser waren keine technische Besonderheit, sondern einfach ein guter „Notbehelf“.



Dieses Luftbild, das von einem Aufklärer unmittelbar vor dem Einmarsch der Amerikaner aufgenommen wurde, zeigt, dass Eilendorf trotz der schrecklichen Ereignisse noch Glück im Unglück hatte. Im Vorfeld der Invasion sollte die Eisenbahnlinie Köln Aachen zerstört werden. Die Bomber verfehlten ihr Ziel und pflügten mit ihrem Bombenteppich fast wirkungslos das kaum bebaute Gelände an der Hüls um. Man mag sich kaum ausdenken, wenn sie in Richtung Eilendorf und Rothe Erde von ihrem Ziel abgewichen wären

Auch um die Unterbringung unserer verbliebenen Habe hatten sich meine Geschwister schon gekümmert. Als der Tag sich neigte, war der bereitgestellte Lastwagen mit unseren letzten Habseligkeiten beladen. Über die Brühlstraße ging die Fahrt in Richtung Josefstraße, die man in Johann-Raskin-Straße umbenannt hatte. Von hier aus sahen wir dann auch zum ersten Mal die auf dem vor uns liegenden Bahndamm zerstörte Flak-Stellung, die in der Nacht vorher bombardiert worden war.

Die vor uns liegenden Wiesen der heutigen oberen Brühlstraße und der Wamichstraße waren damals allesamt noch nicht bebaut, sodass wir das gesamte vor uns liegende Bahngelände einsehen konnten. Auch aus dieser recht großen Entfernung bot sich uns ein Bild des Grauens. Eisenbahnwagen lagen wie Spielzeug herum, die Geschütze waren verbogen und zerfetzt, die für die

Bedienmannschaften errichteten Unterstände waren einfach nicht mehr da, völlig weggefegt, die Bahngleise waren zerrissen und ragten gespenstisch in den Abendhimmel. In dem direkt vor uns liegenden Wiesengelände, aber auch in den Feldern hinter der Bahnlinie, gingen in der kurzen Zeit unseres Verweilens dort noch mehrere Blindgänger hoch. Das waren Bomben, so glaube ich, die in der Nacht zuvor von den Flugzeugen abgeworfen wurden, die aber durch einen Zeitzünder erst Stunden später explodierten, wahrscheinlich um die Rettungs- und Aufräumarbeiten zu stören und auch hierbei noch unerwartet Schäden bei den Helfern zu verursachen, oder, auch eine Möglichkeit, die Moral und die Einsatzkraft dieser Leute zu schwächen. – Zu welchen bösen und schädigenden Gedanken und Taten die Menschen doch in Kriegszeiten fähig sind ! –

Durch diese beeindruckenden Bilder an der Josefstraße wurde uns für den Augenblick der Abschied von Eilendorf, mit allem Leid welches wir erlitten hatten, doch etwas leichter.

Wir fuhren mit der uns verbliebenen Habe nach Richterich. Hier gehörte dem EBV eine schon Jahre vorher stillgelegte Kohlenzeche, die früher einmal Privatbesitz gewesen war und wohl so um die Jahrhundertwende als Grube “Karl-Friedrich“ ihre Blütezeit gehabt hatte. Die Betriebsgebäude an der Karl-Friedrich-Straße standen größtenteils leer und wir konnten durch die Vermittlung meiner Brüder, die uns auch noch einige OST- Arbeiter zum Abladen besorgt hatten, die uns noch verbliebene Habe abstellen.

Bei diesen OST- Arbeitern handelte es sich um ehemalige Bewohner Polens oder Russlands, die nach dem Einmarsch der deutschen Truppen dort “ins Reich verbracht“ wurden und hier zur “Zwangsarbeit“ verpflichtet waren und in beinahe menschenunwürdigen Lagern bei knapper Kost gehalten wurden. Diese Menschen, mit denen uns eigentlich jeder private Kontakt bei Strafandrohung verboten war, und die uns in der Propaganda immer als “Untermenschen“ dargestellt wurden, waren allesamt freundlich und friedfertig, doch der Hunger war bei ihnen ständiger Gast. Ich weiß, dass mein Bruder Josef, dem damals die Versorgung der EBV-Kantinen und auch die Verpflegung der dort arbeitenden OST- Arbeiter oblag, öfters mal eine Sonderration Brot oder Gemüse ins Lager dieser Leute “verschwinden“ ließ. Vielleicht aus diesem Grunde halfen einige von ihnen heute gern beim Abladen. Später schenkten sie unseren Kindern noch selbstgemachtes Holzspielzeug, welches sie sonst nur gegen Essbares eintauschten.

Ein ähnliches Lager mit den oben beschriebenen OST- Arbeitern befand sich auf dem damaligen Hüttengelände an der Zeppelinstraße im Aachener Ortsteil Rothe Erde, wo heute die Firma Philips Lampen und Bildröhren produziert. Bei diesen Arbeitern, die auf dem Arbeitsanzug einen hellblauen Aufnäher mit den

Buchstaben “OST“ tragen mussten, waren auch ganze Kolonnen von russischen Frauen. Bei der allmorgendlichen Einteilung zur Arbeit wurde aber hier kein Unterschied gemacht. In Eilendorf hatte ich (1943-1944) diese bedauernswerten Menschen nur gesehen, wenn sie frühmorgens in Marschkolonnen, begleitet von bewaffneten Wachmannschaften, durch die Karlstraße (früher Adolf-Hitler-Straße) in Richtung “Knopp“ zogen. Ob diese Leute dort in den damals noch zahlreichen Steinbrüchen oder an den neu errichteten Westwallbunkern arbeiteten, vermag ich nicht zu sagen.

In der nun folgenden Zeit wohnten wir bei meinen Eltern in Kohlscheid. Obwohl sich unsere neue Bleibe in unmittelbarer Nähe der Zeche “Laurweg“ befand, die in diesen Zeiten als “kriegswichtiger“ Betrieb galt, blieben wir hier von weiteren Bombenangriffen gottlob verschont. Aber es ergaben sich aus dem für uns unvermeidlichen Umzug neue Probleme.

Mein Mann Hans, der immer noch bei der Kreisverwaltung Dienst tat, hätte nun von Kohlscheid aus einen sehr weiten Weg zu seiner Dienststelle gehabt. Da die Kreisverwaltung (Kreishaus) in Aachen mittlerweile auch ein Opfer der Bomben geworden war, hatte man dieses Amt kurzum nach Kornelimünster verlegt. Man hatte sich in den Räumen der dortigen Benediktinerabtei so gut es ging eingerichtet, denn der Betrieb musste einfach weitergehen.

Von Eilendorf aus war mein Mann schon seit längerem mit dem Fahrrad jeden Tag zum Dienst gefahren, doch war die Strecke von Kohlscheid nach Kornelimünster etwas zu weit für einen unsportlichen Beamten. Außerdem nahm der Einsatz von feindlichen Tieffliegern, die mittlerweile auch auf einzelne Personen mit ihren Bordkanonen sofort das Feuer eröffneten, in unserem Gebiet immer mehr zu. Irgendwer besorgte unserem Familienvater ein möbliertes Zimmer in Kornelimünster, in einem Haus an der dortigen Korneliusstraße. So waren es für ihn nur wenige Schritte zu seinem Schreibtisch, doch sahen wir ihn nun auch nur noch zum Wochenende, wenn er dann mit seinem Fahrrad am Samstagnachmittag zu uns nach Kohlscheid kam. Selbstverständlich wurde zu dieser Zeit an Samstagen noch bis mittags gearbeitet!!! Schließlich aber, und damit konnten wir uns gut trösten, ging es uns immer noch besser als den Familien, deren Vater und Ehemann irgendwo als Soldat an der Front stand und nur ganz selten die Möglichkeit hatte, mal auf Heimaturlaub zu kommen.

Nach einigen Wochen Kohlscheid konnten wir bereits nach Oberforstbach umziehen. Wenn es sich bei diesem Haus auch nur um einen noch nicht fertiggestellten Neubau handelte. Hier, in der damaligen Dorfstraße von Oberforstbach (heute Oberforstbacher Straße 379 und ein Stadtteil von Aachen) baute man Wohnhäuser, die für Familien der Zollbeamten gedacht waren. Die

Häuser waren längst noch nicht fertig, doch wir hatten wieder ein “eigenes“ Dach über dem Kopf und die Familie war auch die Woche über wieder komplett. Denn von hier aus konnte mein Mann wieder mit dem Fahrrad zu seiner Dienststelle nach Kornelimünster, wenn auch die Gefahr der Tiefflieger blieb. Doch was musste man nicht alles in Kauf nehmen in diesen Zeiten?

Hier in Oberforstbach erlebten wir viele Wochen eine recht ruhige Zeit, wenn man von gelegentlichen Bomberüberflügen zu Nachtzeiten einmal absieht. Tieffliegerangriffe tagsüber störten zwar die Dorfidylle, konnten uns aber, “kriegsgestählt“ wie wir mittlerweile waren, nicht mehr besonders beeindrucken. An so etwas kann man sich wirklich gewöhnen.....

Die Bauhandwerker, die immer noch an dem von uns bewohnten Haus arbeiteten, waren nicht gerade zahlreich. Schließlich standen die meisten Männer als Soldaten irgendwo an der Front. Nur die hierfür nicht mehr verwendbaren Männer “kämpften an der Heimatfront“, wie es so schön hieß. So war es auch für uns gar nicht verwunderlich, dass der Vorarbeiter der Baustelle beinahe 70 Jahre alt war, ein Pliesterer (Putzer), der nur noch einen Arm hatte, ein Zweiter nur noch ein Auge sowie eine kaum verheilte Kopfverletzung. Einer der Schreiner, die bei uns den Holzfußboden verlegten, hatte ein Holzbein. Das echte Bein war in Russland geblieben. – Sicher klingt das alles sehr makaber, ja fast unmöglich, doch damals war das die echte Wirklichkeit !!!

In diesem für uns ach so friedlichen Teil der Welt ging der Sommer 1944 ins Land. Hier konnte ich auch die ansonsten fast überall gegenwärtige Politik vergessen, zumal wir seit der Bombardierung in Eilendorf auch kein Radiogerät mehr hatten, welches den ganzen Tag nur Parolen und getürkte Berichte brachte. Mein Mann vermied es, wenn er vom Dienst nach Hause kam, mich mit den dort erfahrenen aktuellen Schreckensnachrichten des Krieges zu beunruhigen. Selbst wenn ich ihn danach fragte, antwortete er nur widerstrebend und zögerlich. Vielleicht deshalb, oder auch weil ich es in meinem Innern gar nicht mehr wissen wollte, fragte ich ihn später auch nicht mehr danach.

Eines Tages, die Sonne stand strahlend über den für uns stetig sichtbaren Fesselballons der Dreilägerbach-Talsperre, um hier Fliegerangriffe auf die Staumauer zu verhindern, fuhren Militärfahrzeuge über die Dorfstraße. Mannschaften von Soldaten, Kanonen und anderes schweres Gerät wurde herangefahren, Befehle erschallten beim Abladen, Motorenlärm. Mit der Dorfidylle war dann schnell Schluss, als die Soldaten an einigen Häusern die Vorgärten einebneten, Wiesenzäune entfernten, Hecken durchbrachen, in den beschaulichen und für diese Gegend typischen Obstwiesen sogar Bäume fällten und überall ihre Geschütze in Stellung brachten. Selbst ich als Frau konnte

erkennen, dass die dort errichteten Stellungen keine Flak-Stellungen waren, da man in den folgenden Tagen noch weitere Bäume fällte, um strategische Bodensicht zu haben. Man schien sich, das wurde selbst mir bald klar, auf Bodengefechte einzurichten. In den folgenden Tagen wurden Kisten mit der großkalibrigen Munition angeliefert und direkt bei den Geschützen abgeladen. Auch Telefon- und Lichtkabel wurden zu den einzelnen Geschützen verlegt. Nachdem alles soweit eingerichtet war, kehrte wieder Ruhe ein. An die ansonsten recht freundlichen Soldaten und das etwas veränderte Ortsbild hatte man sich bald gewöhnt.

Nur wenige Tage später wurden wir nachts von vermeintlichem Donnergrollen geweckt. Denkste!

Der Wind stand gerade günstig, und so hörten wir erstmalig die aus Westen herannahende Front. Hierdurch wurden wir erst recht und erneut an das Kriegsgeschehen erinnert. Und das anhaltend, denn einige Tage später konnten wir den als solchen erkannten Geschützdonner auch schon tagsüber wahrnehmen.

Eines Tages kam mein Mann vom Dienst und teilte mir mit, dass aus Sicherheitsgründen, wie es hieß, seine Dienststelle, die Kreisverwaltung Aachen, nach Siegburg verlegt werde. Er sollte sich mit der Familie einem in Eilendorf abgehenden Flüchtlingstransport anschließen und sich alsbald in Siegburg zum Dienst melden. Wir packten zwei Rucksäcke und einen Koffer mit dem Nötigsten, machten die Kinder reisefertig und zogen zu Fuß, unsere damals dreijährige Tochter im Sportwagen (heute nennt man so etwas Buggy), unseren damals 7-jährigen Sohn an der Hand in Richtung Eilendorf.

Als wir uns auf der Höhe der Ortschaft Eich noch einmal umdrehten, das in der Sonne liegende Dorf Oberforstbach letztmals sahen, kam ich mir vor wie bei der Vertreibung aus dem Paradies.

Wir wussten doch nicht, ob wir jemals wiederkehren würden.

Die Wirklichkeit ward uns Minuten später wieder bewusst, als uns kurz vor dem Ortseingang Niederforstbach zwei Tiefflieger angriffen. Die ersten Geschossgarben gingen direkt neben uns in den Straßengraben. Bevor die beiden Flugzeuge nach einer über der Ortschaft Brand geflogenen Kurve uns erneut beschießen konnten, suchten wir an dem dort stehenden Transformatorenhaus Schutz vor erneutem Beschuss. Wir duckten uns unter die am Trafostandort vorhandene schmale Kragplatte, die dort wahrscheinlich als Laderampe diente. Beim Weitergehen achteten wir jetzt mehr auf den sommerlich blauen Himmel als auf die Straße.

Ein unbeschreibliches Durcheinander und allgemeine Verwirrung erlebten wir bei unserem Eintreffen am vorgegebenen Treffpunkt an der “Bürgermeisterei“ in Eilendorf, die sich damals noch an der von-Coels-Straße bei der Einmündung der Halfenstraße befand. Die alles organisierenden Parteibonzen waren mit (und für) sich selbst beschäftigt. Mussten sie sich doch selbst, ihre Familien, sowie ihre recht umfangreiche Habe als erstes in Sicherheit bringen. Hierzu brauchten sie auch die eigentlich zur “Evakuierung“ der Zivilbevölkerung bereitgestellten wenigen vorhandenen Lastwagen. Schließlich ging es aber doch los, wenn auch nur bis zu den damaligen Siedlungshäusern der Ortschaft Atsch. Der LKW hatte, und bekam auch an diesem Tag, kein Benzin mehr. Wir übernachteten bei den Bewohnern einiger dieser Siedlungshäuser am Sebastianusweg. Am späten Vormittag des folgenden Tages ging es dann weiter, wenn auch nur bis Schevenhütte, wo unser LKW “requiriert“ und “kriegswichtiger Verwendung“ zugeführt wurde. Der Ort Schevenhütte glich einem Heerlager. Soldaten, Fahrzeuge und Geräte liefen, fuhren und lagen scheinbar planlos durcheinander. Es schien mir so, als wenn man auf den nahen Eifelhöhen des Kermeter eine Verteidigungslinie aufziehen wollte. Ein im Kübelwagen (bei den Amerikanern damals schon Jeep genannt) vorbeikommender Offizier fragte uns, ob er jemand mitnehmen könne. Meine bei uns befindliche Schwiegermutter Marie-Louise Keusch wollte, scheinbar des langen Stehens müde, sofort mitfahren. Als die Oma mitfuhr, wollte auch unser Sohn Hans-Gerd mit. Beide stiegen in das kleine Militärfahrzeug zu dem hilfsbereiten Offizier und schon verschwanden sie um die nächste Kurve. Da wusste ich noch nicht, dass ich die Beiden für längere Zeit nicht mehr wiederfinden würde.

Irgendwer hatte wieder einen LKW organisiert. Unser Transport, der uns, nunmehr nur noch meinen Mann Hans, unsere kleine Tochter Marie-Luise und mich, sowie die anderen Teilnehmer dieses Flüchtlingstransportes nach Siegburg bringen sollte, ging erst am Abend weiter. Eigentlich war es ganz gut, dass wir fast die ganze Zeit im Dunkel der Nacht fuhren, da mittlerweile die feindlichen Tiefflieger auch nachts regelrecht Jagd auf alles machten, was sich bewegte. Hiervon wurden selbst Flüchtlingstransporte nicht ausgenommen. Dass wir, wie alle Autos in diesen Zeiten, die ganze Nacht ohne Licht fuhren, war doch selbstverständlich. Heute, wenn ich daran zurückdenke, ein Unding! Wegen der Gefahr von Fliegerbomben vermied es der Fahrer durch größere Ortschaften zu fahren. Wenn am nächtlichen Himmel die Bomberpulks auftauchten, suchte er mit uns Schutz unter den damals noch fast überall an den Landstraßen stehenden Bäumen. Am Rhein und der hier zu überfahrenden Brücke herrschte großes Gedränge. Waren doch die meisten Brücken über den Fluss schon damals durch Fliegerbomben zerstört. Über die wenigen noch intakten Brücken drängte sich

alles. Militärtransporte, fuhren hinüber und herüber, "Parteigrößen" mit ihren vollbeladenen PKW hatten alle ein gemeinsames Ziel : Fluchtrichtung "Reich". Karawanen von Flüchtlingen aus dem gesamten Rheinland, auf Lastwagen wie wir, mit Pferdewagen, zu Fuß und die Kinder an der Hand, die Habe auf mitgeführten Handwagen oder Kinderwagen mit sich führend. Viele alte Leute, meist aber nur Frauen mit ihren Kindern, denn ihre Männer standen noch irgendwo in Europa an der Front, wenn sie nicht sogar schon gefallen waren. Militärpolizisten, im Volksmund wegen der an Ketten umhängenden Metallschilder nur "Kettenhunde" genannt, regelten in diesem Durcheinander den Verkehr und bestimmten nach Dringlichkeit, wer wann den Strom überqueren durfte. Schließlich erreichten wir Siegburg im Morgengrauen, wo Rot-Kreuz-Schwestern uns versorgten, bevor uns Flüchtlingsquartiere zugewiesen wurden, die unsere Familie glücklicherweise nicht zu beziehen brauchte. Wir fanden Unterschlupf bei der Familie meiner Schwägerin in Vollmerhausen. Mein Mann tat nun Dienst in Siegburg und die Wochen gingen ins Land, ohne dass uns in dieser dörflichen Ruhe Bombenalarme schreckten. Natürlich war ich verzweifelt, dass unsere Familie nicht zusammen war. War doch unser Sohn mit der Großmutter, meiner Schwiegermutter, seit der geschilderten Situation in Schevenhütte nicht mehr aufgetaucht. Bei allen für mich erreichbaren und in dieser wirren Zeit noch funktionierenden Dienststellen versuchte ich die verlorenen Mitglieder unserer Familie wiederzufinden, oder wenigstens etwas über den Verbleib der Beiden zu erfahren. Doch das Durcheinander in diesen Kriegswirren, schließlich war es nun für den dümmsten politisch Verblendeten sichtbar, dass das "Tausendjährige Reich" nur noch kurze Zeit existieren würde, ließ mir fast keine Hoffnung mehr. In Vollmerhausen konnten wir relativ gut leben, denn ich war zum ersten Mal in meinem Leben unehrlich gewesen. Ja, ich hatte sogar richtig gestohlen. Auf unserem Transport von Eilendorf nach Siegburg wurden auch Akten der Kreisverwaltung mitgeführt, und aus einer Kiste die aufgegangen war, waren eine Menge neuer und ungebrauchter Lebensmittelkarten herausgefallen, und ich hatte zugegriffen. Zuerst nur um diese Karten aufzuheben, doch dann steckte ich sie rasch in meine Manteltasche. Hatten wir nicht durch den Krieg schon alles verloren?, ging es mir durch den Kopf, um meine Unehrlichkeit vor mir selbst zu rechtfertigen. „Doch geklaut ist geklaut“, sage ich mir heute noch. Meinem Mann Hans, Beamter durch und durch, konnte ich hiervon nichts sagen. Es hätte ganz bestimmt ein nettes Donnerwetter für mich gesetzt und die Karten wären sofort wieder in den Karton gekommen. Nachher hat er sich nur immer gewundert, dass trotz nahender Front immer etwas vernünftiges Essbares auf dem Tisch stand.

Die Front rückte nun auch immer mehr auf den Rhein zu. Auch Aachen war schon von den Amerikanern eingenommen, und man erwog bereits in Siegburg, die aus Aachen evakuierte Kreisverwaltung erneut zu verlegen.

Eines Tages erreichte uns in Vollmerhausen eine Postkarte mit einer mir völlig unbekanntem Handschrift. Eigentlich war die Karte an die Familie Höck, den Eltern meiner Schwägerin, bei denen wir in Vollmerhausen wohnten, adressiert. Aber der Textinhalt dieser Postkarte war ganz sicher für mich bestimmt. Da fragte doch unser damals 7-jähriger "verlorener Sohn" Hans-Gerd, wenn auch mit der Handschrift eines Fremden bei der Familie Höck an, ob diese nicht wüsste, wo sich derzeit seine Eltern aufhielten.

Erst später erfuhr ich:

Diese Postkarte war von dem Eilendorfer Heinrich Bayer, der wie viele Eilendorfer Flüchtlinge in dem kleinen niedersächsischen Dorf Dettum untergekommen war, geschrieben worden. Denn dort waren auch unser Sohn und die Großmutter. Wie ich erst später von Hansgerd erfuhr, hatte sich dieser die Adresse unwillkürlich gemerkt, wenn er früher für mich die Briefe, die ich von zuhause aus an die Höck's schrieb, zur Post brachte. Die Großmutter und Hans-Gerd hatten dann Herrn Bayer, der normalerweise als Inspektor beim Eilendorfer Bürgermeisteramt arbeitete gebeten, für sie diese Postkarte zu schreiben. Dass die Post in diesem Durcheinander des Krieges überhaupt noch so funktionierte, war beinahe ein Wunder.

Niemand war in diesem Augenblick glücklicher als ich!

Da die Siegburger Dienststelle der Kreisverwaltung sowieso in Kürze verlegt werden sollte, machten wir uns mit der Bahn nach Dettum auf. Ganz gleich wo das war und wie es dort aussehen mochte, ich wollte die Familie komplett haben und vor allem zu meinem Kind.

In diesen Zeiten verkehrten die Züge nur selten und vor allem unregelmäßig. Bombenangriffe und Attacken von Tieffliegern ließen einen geregelten Fahrbetrieb längst nicht mehr zu. Und außerdem transportierte die Bahn damals hauptsächlich Soldaten, Kriegsmaterial und Verwundete.

„Räder müssen rollen für den Sieg“, las ich bei unserer Ankunft am Bahnhof von Dieringhausen, von wo aus wir uns nach Dettum aufmachten. Schon viele Jahre hatte ich diesen Spruch zwar gelesen, doch so unsinnig wie jetzt in diesen letzten Kriegsmonaten war mir dieses Schlagwort noch nie vorgekommen. Stundenlang warteten wir auf einen Zug, für uns rollte zuerst einmal gar nichts. Ein Güterzug fuhr durch, ein Verwundetentransport auch, dann endlich ein Personenzug nach Hamm/Westfalen. Er hielt tatsächlich an, war total überfüllt, die

Menschen saßen sogar auf den Dächern der Waggons oder klammerten sich, außen auf den Trittbrettern stehend, an den Türgriffen des Zuges fest. Hauptsache man kam mit. Da Herr Höck, bei dessen Familie wir in Vollmerhausen gewohnt hatten, Bahnhofsvorsteher war, konnten wir im Gepäckwagen und dem Dienstabteil mitfahren. Andernfalls wären wir sicher mit unserer kleinen Tochter und dem von meinem Mann mitgeführten Fahrrad, mit diesem Zug nicht mitgenommen worden. Der Zustand des Zuges und der einzelnen Wagen war einfach unmöglich. Es fehlten etliche Fensterscheiben, die Dächer der Waggons waren von den Bordwaffen der Tiefflieger durchlöchert, und auch die Lok wies einige Einschusslöcher auf. Alles egal, uns war nur wichtig mitgekommen zu sein.

Natürlich war die Lok eine Dampf-Lok. Alle Loks waren damals dampfbetrieben (anno 1944)

In Hamm, der Zug erreichte tatsächlich diese Stadt ohne Zwischenfälle, warteten wir erneut Stunden auf eine Möglichkeit der Weiterfahrt. Endlich! Ein Zug mit Flüchtlingen bot uns die Gelegenheit mitzufahren. Der diensttuende Bahnbeamte verweigerte uns aber die Mitnahme unseres Fahrrades. Während wir noch mit dem Vorsteher diskutierten, zog der Zug an und mein Mann Hans warf das Rad auf den Bahnsteig, um dann noch schnell auf den bereits fahrenden Zug aufzuspringen. Wieder waren wir um eine damals sehr wertvolle Habseligkeit ärmer geworden, war doch ein Fahrrad in diesen Zeiten ein echter Wertgegenstand. Doch wir waren glücklich, dass wir weiter in Richtung Dettum, zu Sohn und zur Schwiegermutter kamen.

Dettum, ein Dorf in der Nähe von Wolfenbüttel, erreichten wir an einem späten Abend und wegen der Luftschutzvorschriften bei völliger Dunkelheit. Das Wiedersehen mit unserem Sohn und der Mutter meines Mannes, die beiden waren im Haus eines Dorfpolizisten untergebracht, entschädigte uns für alles erlittene Ungemach. – Ich war trotz allem Elends die glücklichste Mutter der Welt

Im Dorf Dettum lebten viele Eilendorfer als Flüchtlinge. Auch Kaplan Voß und die Lehrerin Gertrud Breuer, beide vorher in Eilendorf ansässig und tätig, lebten nun hier. Die Flüchtlinge waren alle von “der Partei“ bei den Einheimischen recht und schlecht untergebracht worden. So lebten die Eheleute Hermann und Katharina Meures, ebenfalls Eilendorfer, mit ihren 10 Kindern in nur einem Raum. Johann Pullen, ein Schulfreund und Kollege meines Mannes, der bis zuletzt beim Bürgermeisteramt in Eilendorf beschäftigt war, lebte mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, Helma und Günther, in der Mansarde eines Siedlungshauses. Wir hausten nun erst mal zu fünft in dem kleinen Zimmer, welcher vorher nur von unserer Oma und ihrem Enkel Hans-Gerd bewohnt worden war. Da hier nur zwei Betten standen, mussten wir wechselweise schlafen. Bald jedoch hatte man bei der

Gemeinde ein Einsehen und organisierte für uns eine geräumigere Bleibe. Richtig glücklich konnten wir sein.

Ein ganzes Haus für uns alleine! Hier war vorher eine Metzgerei gewesen, doch den Metzger hatte man "Soldat gemacht" und seine Frau war mit dem Sohn wieder zu ihren Eltern gezogen, die auch in Dettum wohnten. Gleich neben uns wohnte die Eilendorfer Familie Pitz, die Eltern und Geschwister des späteren Kaplans Leo Pitz, der zu dieser Zeit irgendwo als Soldat an der Front war. Besonders glücklich war ich darüber, dass unser neues Domizil in unmittelbarer Nähe der Kirche lag. Wenn dies auch eine evangelische Kirche war, die anfangs für uns und "unseren" Kaplan verschlossen blieb. Im Dorf gab es nur eine katholische Familie; arme Tagelöhner, die in einem recht kleinen Häuschen wohnten. Und bei dieser armen und kinderreichen Familie wohnte Kaplan Voß. Hier las er auch die heilige Messe, der wir trotz der drangvollen Enge möglichst oft beiwohnten. Erst später wurde uns durch Vermittlung des Bischofs von Hildesheim, den Kaplan Voß aufgesucht hatte, die Mitbenutzung der evangelischen Dorfkirche gestattet. War dies der Anfang der Ökumene? Jedenfalls konnten wir nun wieder regelmäßig die heilige Messe in angemessener Umgebung feiern.

Im Dorf schien für die Flüchtlinge die "Normalität" zu beginnen. Fräulein Breuer, ehemals Lehrerin in Eilendorf, nahm den Unterricht an der zweiklassigen Dorfschule auf und verstärkte den Lehrkörper, der bis dahin nur aus zwei alten Lehrern bestanden hatte.

Mit einem angestellten Meister wurde die Metzgerei, in der wir wohnten, von der Inhaberin wieder eröffnet, weil ich ihr zugesagt hatte, den Haushalt des Geschäftshauses zu führen. Was unsere Verpflegung anbetraf war die Eröffnung der Metzgerei nur von Vorteil. Unsere Lebensmittelkarten, die wir bis dahin im 4 km entfernten Evessen zum Metzger trugen, immer in der Hoffnung, dass wieder irgendein Abschnitt der Karten zum Erhalt von Fleischerzeugnissen "aufgerufen" worden war, wurden weitestgehend überflüssig. Manchmal war es mir sogar möglich, anderen Eilendorfern, über deren Lebensmittelkarten hinaus, etwas zukommen zu lassen. Mein Mann Hans, der jeden Tag gemeinsam mit seinem Kollegen Johann Pullen per Bahn nach Braunschweig zum Dienst fuhr, freute sich ebenso wie unsere Kinder über die nahrhaften Sonderrationen.

Der Dettumer Bahnhof befand sich etwa 2 Kilometer vom Ortskern entfernt. Wahrscheinlich schrieb uns deshalb der dort diensttuende Beamte eine Postkarte mit der Bitte, wir möchten doch das dort am Bahnhof angekommene Fahrrad abholen. Was für ein Fahrrad? Mein Mann Hans wurde am Bahnhof vorstellig. Tatsächlich, es war unser Fahrrad. Das Fahrrad, welches wir damals auf dem

Bahnhof in Hamm/Westf. zurücklassen mussten. Obwohl wir zu Beginn unserer Fahrt nach Dettum einen Adressanhänger am Rad angebracht hatten, glaubte in diesen wilden Zeiten niemand so recht daran, dass dort zurückgelassene Fahrrad jemals wiederzusehen. Nach solch positiven Ereignissen in diesem “Kriegsschlamassel“ glaubte man eine Spur von deutscher Ordnung und “Pflichterfüllung bis zum Letzten“ festzustellen.

Die Bauern des Dorfes hatten die Ernte eingebracht, Weihnachten wurde gefeiert so gut es uns möglich war, und der Frühling kam. Von Bombenangriffen und Tieffliegern war das Dorf, abgesehen von einigen Brandbomben, die an einem Nachmittag ein einzelnes Flugzeug abgeworfen hatte, immer verschont geblieben. Den Krieg kannten hier die Leute nur vom Hörensagen, doch uns holte der Krieg im Frühjahr 1945 wieder mal ein. Mein Mann Hans und sein Kollege Johann Pullen erhielten per Post den Gestellungsbefehl. Sie wurden eingezogen. Erfolgreich hatten sich beide bis dahin an der “Heimatfront“ halten können. Selbst im gewesenen Weltkrieg 1914/18, wo viele ihrer damaligen Mitschüler direkt von der “Penne“ aus zur Front nach Frankreich eingezogen worden waren, blieb diesen Beiden damals ein solches Schicksal erspart. Doch jetzt wurde es Ernst. Aber beim Rest einer Flasche Doppelkorn beschlossen die Beiden, das Meldedatum ganz einfach zu ignorieren und so zu tun, als hätten sie nie Post vom Wehrbezirkskommando bekommen. Da diese Schreiben mit der einfachen Briefpost verschickt worden waren, konnte man das eigentlich ja auch.

Das Meldedatum verstrich, doch schon drei Tage nach diesem Termin erschien die Militärpolizei in der Braunschweiger Dienststelle der beiden, um die “Fahnenflüchtigen“ in Gewahrsam zu nehmen. Mit Rücksicht auf den Staatsdienst, den die beiden Kollegen dort versahen, wurde von einer direkten Festnahme abgesehen und man bestellte sie, meinen Mann und seinen Kollegen Johann Pullen, für den folgenden Tag auf die Kommandantur nach Wolfenbüttel.

Man Mann erzählte mir davon und auch, dass sie sicher nicht die Ersten wären, die man wegen einer solchen Tat hart bestrafen würde. Wir befürchteten das Schlimmste. Am darauf folgenden Morgen fuhren beide, nichts Gutes ahnend, mit dem Zug nach Wolfenbüttel ihrem Schicksal entgegen. –

Fast den ganzen Morgen wurden beide von verschiedenen Leuten dort verhört. Bis es schließlich dem Dienststellenleiter, einem alten und nicht mehr fronttauglichen Major, zuviel wurde. Er war wahrscheinlich mit sich selbst schon zu der Einsicht gekommen, dass es mit dem in der Propaganda angestrebten “Endsieg des Reiches“ nichts mehr werden würde. In lautem Kasernenhofton schimpfte er auf das unfähige Personal der Dienststelle, welches wieder mal die

Post verschlampt hätte. Meinen Mann Hans und Johann Pullen entließ der Major mit der Anweisung, den neuen Gestellungsbefehl abzuwarten. Froh, mit heiler Haut fürs erste die Sache durchgestanden zu haben, kamen beide nach Dettum zurück. Sicher wusste auch der besagte Major, dass die neuen Gestellungsbefehle nicht mehr vor dem Einmarsch der Amerikaner in Dettum eintreffen würden. Das war wohl auch seine Absicht gewesen. -

Johann Pullen sagte am Abend zu uns: „Da haben wir wirklich Glück gehabt, dass uns die Kerle nicht sofort an die Wand gestellt haben.“ - Wir waren wieder einmal davongekommen-

Den anrückenden Amerikanern gingen wir, nicht nur aus Neugierde, zum Dorfeingang entgegen. Einige Dorfbewohner trugen weiße Fahnen. Die Panzer und LKW's der Amerikaner dröhnten durch das Dorf. Auf den großen Bauernhöfen bezogen sie ihre Quartiere. Eine Kommandantur wurde eingerichtet. Es fiel kein einziger Schuss. Überdeutlich sahen wir bei den Amerikanern den Unterschied zu den deutschen Soldaten, die auf ihrem Rückzug in den Tagen vorher noch im Dorf gerastet und übernachtet hatten.

Die Deutschen besaßen fast keine Fahrzeuge mehr und die Verpflegung musste "organisiert" werden. Die mitgeführte Feldküche wurde mit Holz beheizt, welches erst mal "besorgt" werden musste. Gekocht wurde was der "Küchenbulle" auftreiben konnte. Es fehlte einfach an allem. Auch einige leicht Verwundete gehörten noch zur Truppe. Während einer Unterhaltung mit dem Feldwebel namens Schuhmann, der aus Düsseldorf stammte, erfuhr ich, dass auch die Kampfmoral der Soldaten gleich Null war. Besonders erwähnenswert finde ich, dass trotz allem die Disziplin der Offiziere und Mannschaften zu diesem Zeitpunkt immer noch hervorragend war.

Ganz anders beeindruckten mich die amerikanischen Truppen. Niemand lief zu Fuß, sie rückten auf Panzern und in der zweiten Welle mit Jeeps und LKW's ins Dorf ein. Eine komplette Feldküche, die in einem geschlossenen Lastwagen installiert war, wurde mit Flaschengas betrieben und vorrangig "in Stellung" gebracht. Die Küche war fast den ganzen Tag in Betrieb, und hier gab es für die Landser sogar Pudding und Eis. Eine Feldpoststelle wurde sofort anschließend aufgebaut. Provisorische Telefonleitungen durchzogen die ganze Gegend. Tausende von 20-Liter-Kanister mit Benzin wurden per LKW angefahren und unter der Entbehrung jeglicher Sicherheit auf einem Gutshof direkt neben dem Herrenhaus aufgestapelt. Die Soldaten, vor allem die Offiziere, waren wie "aus dem Ei" gepellt. Kaugummi und Pulverkaffee wurden durch die Dorfjugend, die mit den Amis den ersten Kontakt aufnahm, in Dettum eingeführt, wie wohl fast

überall in diesen Zeiten. Nur stehen, gehen oder sitzen konnten die GI's nicht, da ihnen lediglich eine lässig-lungernde Haltung zu eigen war.

Zu den Besatzern hatten wir, nach kurzer Zeit des beiderseitig durch die Propaganda "anerzogenen" Misstrauens, einen recht guten Kontakt. Kaplan Voß bekam von den Amerikanern bereits nach wenigen Tagen einen kleinen PKW geschenkt und durfte hierfür bei der Kommandantur des Dorfes kostenlos den roten „Ami-Sprit“ tanken. Mit dem Auto, einem DKW aus besseren Tagen, der eine Art Kunststoffbezug anstelle einer Lackierung hatte, machte jetzt unser Kaplan das Dorf und die Umgebung unsicher. Unsere Männer fragten sich, ob er überhaupt einen Führerschein hätte. Doch wer fragte in diesen wilden Zeiten schon nach so etwas, zumal Kaplan Voß eines Tages wieder mal zum Bischof nach Hildesheim aufbrach und auch von dort mit seinem Auto, ganz ohne Beulen, wieder zurück kam.

Nachdem in den ersten Maitagen des Jahres 1945 der Krieg offiziell zu Ende ging, wollten wir möglichst bald wieder zurück in unsere Heimat. Wer niemals von zu Hause fort war, weiß nicht wie schlimm Heimweh sein kann. Ganz deutlich stand vor unserem geistigen Auge immer wieder "unser" Dorf. Völlig gleich wie es aussah und wie die Frontkämpfe in Eilendorf auch gewütet haben mögen. Bereits Ende Mai 1945 ging mein Mann Hans zur amerikanischen Kommandantur in Dettum, um die Erlaubnis zur Heimfahrt zu erhalten, denn damals lief ohne die Genehmigung der zuständigen Militärregierung einfach gar nichts. Er hatte Glück und erhielt die Erlaubnis zur Fahrt nach Eilendorf. In einem Güterzug, der für die Armee eingesetzt war, teilte er sich mit einem GI, der als Wachtposten mit fuhr, das Bremserhäuschen am Ende des Zuges. Auch unser "zugerfahrenes" Fahrrad wurde diesmal nicht auf dem Bahnhof zurückgelassen, sondern mit "Ami-Kabel" (Telefonkabel mit Stahleinlage, welches die Amerikaner kilometerweise überall verlegten) auf den letzten Puffern des Zuges festgezurt.

Leider musste ich mit den Kindern und meiner Schwiegermutter noch in Dettum bleiben. Uns und den anderen Eilendorfern in Dettum war eine Rückfahrmöglichkeit für Anfang Juli 1945 in Aussicht gestellt worden. Wir alle konnten es kaum erwarten wieder nach Hause zu kommen. Waren wir doch in den Monaten, die wir Eilendorfer in Dettum waren, nie als vollwertige Mitbürger des Dorfes akzeptiert worden. Doch wir hatten unter Beweis gestellt, dass wir zupacken konnten und mit jeder Arbeit fertig wurden. Jetzt, wo für uns wieder die Möglichkeit der Heimfahrt nach Eilendorf in greifbare Nähe rückte, wollten wir nur noch eins, nach Hause.

Vorgespräche über unsere Heimfahrt, die Kaplan Voß mit dem amerikanischen Kommandanten führte, ergaben, dass wir die Reisegenehmigung der Amerikaner

sofort bekommen würden. Auch fand sich im Dorf ein Fuhrunternehmer, der noch einen funktionierenden LKW mit Anhänger hatte und bereit war, uns nach Eilendorf zu bringen. Den hierfür notwendigen Treibstoff wollten die “Amis am Ort“ kostenlos beisteuern. Der Abreisetermin war schon festgesetzt, musste aber dann wegen ungeahnter Schwierigkeiten bei der Treibstoffbeschaffung verschoben werden. Wenn die Amerikaner an Treibstoff denken, denken sie immer nur an Benzin, weil alle ihre Fahrzeuge ausschließlich nur mit Benzin getrieben werden. Wir aber brauchten für unseren urdeutschen LKW das für Amerikaner unübliche Dieselöl. Einige Tage später konnte dann der LKW auf dem Hof der amerikanischen Kommandantur endlich betankt werden und bekam auch noch ein großes Fass Dieselöl als Reserve mit auf den Weg. Es konnte also losgehen.

Plötzlich taten sich wieder neue Probleme für uns auf. Am Vorabend unserer Abreise in die Heimat starb Hubert-Josef Pitz, Familienoberhaupt der Familie und Vater des späteren Kaplans Leo Pitz, im Alter von 57 Jahren. Seine Familie, aber vor allem seine Ehefrau, wollten den Vater nicht in fremder Erde zurück lassen. Doch die Genehmigung zur Überführung des Toten hätte wieder viel Zeit gekostet und sicher auch die Heimreise aller noch mehr verzögert. So beschloss die Familie Pitz im Einverständnis mit uns allen, dass Familienoberhaupt ohne die erforderlichen Papiere mit auf den Transport nach Eilendorf zu nehmen, um ihn erst dort der heimatlichen Erde zu übergeben.

Endlich, es war soweit. Schon früh am Morgen fanden sich alle am Treffpunkt ein, um den Anhänger des LKW wie geplant mit den wenigen Habseligkeiten zu beladen. Trotz allem wurde der Anhänger richtig voll. Auf der Ladefläche des Motorwagens waren rohe Holzbänke befestigt worden, auf welchen wir uns für die lange Fahrt einrichteten. Der tote Herr Pitz wurde unter einer dieser Bänke, in Zeltplane und Decke gehüllt, mitgenommen. Wir saßen so eng auf den Bänken, dass bei einer eventuellen Kontrolle niemand sehen konnte, wer oder was unter der Bank lag. So sehr wir uns auf der Ladefläche auch drängten und zwängten, es passte nicht. Immer blieben einige übrig, die einfach keinen Platz fanden. Aber schließlich wollten doch alle mit. Hermann Meures, den alle Ur-Eilendorfer immer nur “Moses“ nannten, warum weiß ich auch nicht, hatte die Idee und mit einigen anderen Männern auch den Mut, sich oben auf den hochbeladenen Anhänger zu setzen um so mitzufahren.

Endlich! Wir fuhren los. Den ganzen Tag waren wir unterwegs. Die Straßen waren schlecht und der hochbeladene Anhänger wankte sehr. Bei Stadtdurchfahrten mit noch intakten Straßenbahndrähten oder auch bei Brückendurchfahrten, mussten sich die Männer oben auf dem Anhänger flach auf die Gepäckstücke legen, um nicht mit ihren Köpfen irgendwo “anzuecken“.

Am Abend des ersten Tages, irgendwo mitten im Westfälischen, wurde Quartier in einer Feldscheune genommen. Erst hier wurde uns bewusst, dass wir den ganzen Tag über noch nichts gegessen hatten. Das von uns mitgeführte Essen, kalorienreich und fett, denn schließlich kamen alle aus einem großen Bauerndorf, und wir sogar aus der dortigen Dorfmetzgerei, wurde ausgebreitet und jeder konnte zulangen. Die Männer teilten die Leute für die Nacht ein, die beim LKW, unserem Gepäck und bei dem toten Herrn Pitz Wache halten sollten. Ich glaube, alle die Schlafenden und die Wache hatten träumten in dieser Nacht besonders glücklich von Daheim, wo sie doch der Heimat jetzt schon ein ganzes Stück näher gekommen waren.

Am nächsten Morgen, irgendjemand von unserer Gruppe hatte einen Brunnen entdeckt, ging es nach einer richtigen "Katzenwäsche", weiter gen Westen. Es war schon später Nachmittag, als wir den Rhein erreichten. Hier staute sich plötzlich alles, da die Rheinbrücken zerstört waren und die Amerikaner nur wenige sogenannte Ponton-Brücken errichtet hatten, war jeder Rheinübergang wie ein Nadelöhr. Spätestens hier hätte es Probleme gegeben, wenn wir ohne die notwendige Genehmigung der Militärregierung losgefahren wären. Alle wurden kontrolliert, jeder musste seine Papiere zeigen, jeder Einzelne wurde mit einem penetranten Entlausungspulver eingesprüht, nur unser Herr Pitz blieb unentdeckt.

Über Alsdorf und Mariadorf, denn hier stiegen auch einige der mitgefahrenen Familien aus, kamen wir schließlich weit nach Mitternacht in Eilendorf an. Am Pannhaus erwarteten uns Verwandte und Bekannte. Wir wurden von meinem Mann Hans und meinem Schwiegervater abgeholt, damit wir fürs erste in seiner damaligen Wohnung, in der Lindenstraße 88, übernachten konnten. Mein Schwiegervater, Gerhard Keusch, war während der ganzen Zeit in Eilendorf geblieben. Als Rassegeflügelzüchter konnte und wollte er sich trotz der im Herbst 1944 herannahenden Front nicht von seinem Federvieh trennen.

Da mein Mann Hans, wie schon erwähnt, einige Wochen früher nach Eilendorf zurück gekommen war, hatte er für uns eine Bleibe besorgt und sich auch in unserer letzten Wohnung, in "Oberforstbach" umgesehen. Niedergeschlagen berichtete er mir, dass er in der Oberforstbacher Wohnung fast nichts mehr vorgefunden hatte. Die "Daheimgebliebenen" oder "Heimattreuen" hatten alles "sichergestellt". Eingeweihte wussten genau, dass dieses Sicherstellen in der Regel nichts anderes war als eine Umschreibung für Diebstahl. Diese Machenschaften blieben aber meist nicht unbeobachtet, und im Dorf wurde über verschiedene Vorkommnisse dieser Art hinter vorgehaltener Hand geredet. Tatzeugen berichteten z.B. von einer groß angelegten Aktion dieser Art im Textilgeschäft Ritzerfeld an der Ecke Schulstrasse Ecke Steinstrasse. Es wurde berichtet, dass in

diesen Tagen zwei Töchter einer angesehenen Eilendorfer Familie im erwähnten Geschäft auf der Theke stehend, die Textilien scheinbar wahllos aus den Regalen rissen und an die Umstehenden verteilten. – In dieser Zeit gab es fast nichts zu kaufen. Jeder konnte alles brauchen und jeder war auf der Suche nach Eigentum, ob es nun seins war oder noch werden sollte. Mein Mann konnte durch Nachfragen ermitteln, wer aus unserer Wohnung in Oberforstbach die Möbel “sichergestellt“ hatte. Eine Familie, die damals in der oberen Steinstraße wohnte, hatte sich wie selbstverständlich in Oberforstbach “bedient“. Ich bin froh hier anfügen zu können, dass es sich bei diesen Leuten nicht um eine Eilendorfer Familie gehandelt hat!

Mit dem was wir hatten, es war fast nichts, bezogen wir die von meinem Mann schon angemietete Wohnung im Parterre des Hauses Karlstrasse 71. Ja, jetzt hieß die Strasse wieder wie ehemals, da es sich mit dem “Adolf“ mittlerweile endgültig erledigt hatte. Dieses Haus Karlstrasse 71 (heute Hausnummer 35) gehörte dem Bauunternehmer Nikla (Nikolaus) Dedisch. Dieses Haus hatte er in den 20iger Jahren für sich selbst gebaut und auch längere Zeit darin gewohnt. Da Herr Dedisch ursprünglich aus Briedern/Mosel stammte, und in diesem Hause nebenbei einen Weinhandel betrieb, hieß das Haus im Volksmund nur das “Moselhäuschen“. Es lag genau gegenüber unserem im Mai 1944 zerstörten Haus an der Ecke Karlstrasse/Brühlstrasse.

In der Zwischenzeit war auch die Kreisverwaltung wieder in Aachen. Hier hatte mein Mann Hans sich sofort gemeldet, um möglichst bald an seinen Arbeitsplatz zurückkehren zu können. Bedauernd wurde ihm mitgeteilt, dass er wegen seiner Parteizugehörigkeit vorerst nicht wieder eingestellt werden könne. So wie ihm, erging es nicht nur fast allen seinen Kollegen, sondern vielen Beamten in ganz Deutschland. In diese Ämter hatten die jeweiligen Militärregierungen jetzt Personen eingesetzt, die mit Sicherheit nicht der “Braunen Partei“ angehört hatten, weil diese als Regimegegner galten und bis 1945 politisch verfolgt wurden. Bei der Gemeindeverwaltung Eilendorf war es nicht anders. Doch weil man sich im Dorf kannte, fiel es hier besonders auf, wenn z.B. ein ehemaliger Schuster plötzlich bei der Gemeinde Verwaltungsdienste versah, wie damals wirklich geschehen. Das Sprichwort “Schuster bleib bei deinen Leisten“ wurde nicht beherzigt.....

In der Karlstrasse sollte der Grundkanal erneuert werden. Für die Erdarbeiten, die selbstverständlich in diesen Zeiten mit Hacke und Schaufel durchgeführt werden sollten, suchte die Gemeinde noch Arbeiter. Hans, meine Mann, meldete sich und war froh etwas Sinnvolles tun zu können. Später arbeitete er bei einer Holzfällerkolonne im Wald an Bayerhaus. Obwohl für einen Vollblutbürokraten diese Art von Arbeiten ungewohnt waren, hielt er durch. Eines Tages aber hatte mein Mann schlimme Rückenschmerzen und der konsultierte Dr. Leydecker

ordnete einige Tage Bettruhe an. In diesen Tagen lief die Holzfällerkolonne, der mein Mann angehörte, im Wald auf eine Panzermiene. Hierbei waren zwei Tote und mehrere Verletzte zu beklagen.

Wieder einmal Glück gehabt. –

Als es beim Amt, der Kreisverwaltung, dann wohl mit der “Laienarbeit“ nicht mehr so weiter ging, schickte man nach den “alten Genossen“. So wurde auch mein Mann Hans wieder zum Dienst geholt. Die sogenannte “Entnazifizierung“ war für einen Mitläufer wie ihn reine Formsache, konnte er uns abends berichten. Er war übergücklich, wieder an “seinem“ Schreibtisch sitzen zu können.

Unsere Wohnung im Moselhäuschen bestand aus drei kleinen Zimmern, wovon ein Zimmer, ausgerechnet die Küche, kein Tageslicht hatte. Hier brannte deshalb den ganzen Tag das elektrische Licht. Ein Kaminanschluss für unseren Küchenherd war auch nicht vorhanden. Deshalb kochten wir mit einem Elektroherd, wovon jeder weiß, dass dabei viel elektrische Energie verbraucht wird. Da zu dieser Zeit der elektrische Strom “bewirtschaftet“ war, wie man das nannte, und jeder Haushalt nur eine festgelegte Menge Kilowattstunden pro Monat verbrauchen durfte, waren wir öfters dabei, wenn den Mehrverbrauchern in der Strasse die Stromzufuhr von den RLK-Brand offiziell für etliche Tage gesperrt wurde. So ergab es sich, dass in der Nachbarschaft, im Hause des Lehrers Martin Emunds, Karlstrasse 75 (heute Karlstrasse 39), eine Wohnung frei wurde die uns besser schien. Jedenfalls der Stromverbrauch würde sich, da alle Zimmer Tageslicht hatten und auch für die Küche ein Kaminanschluss vorhanden war, in Grenzen halten. Wir zogen also um, die Wohnung war mit Abstand besser, und wir glücklich.

Nur die Aussicht, die sich bot, hatte sich nicht um einen Deut verbessert. Immer noch schauten wir auf unsere gegenüberliegende Hausruine. Laienhaft versuchten wir dort schon einmal etwas aufzuräumen und die noch vorhandene Bausubstanz zu sichern. Eigentlich wären hier Fachleute gefragt gewesen, doch wer arbeitete damals für die wertlose Reichsmark? Zigaretten, Speck oder “Naturalien“, wie man all das nannte was man irgendwie brauchen konnte, waren gefragt. Doch auch in dieser kargen Zeit wurden Beamte nur mit Reichsmark bezahlt. Mir fehlte zum Schwarzhandel das Talent und meinem Mann Hans stand hierbei seine Beamtenlehre im Weg. Oder war es falscher Stolz?

Für uns war es selbstverständlich, dass wir unser durch die Bomben zerstörtes Haus sobald als möglich wieder aufbauen würden. Um wenigstens etwas Produktives an dem Trümmerhaufen tun zu können, sortierten wir aus dem

riesigen Berg von Trümmerschutt die noch verwendbaren Feldbrand-Ziegelsteine aus. Diese wurden mit einem Kappbeil vom anhaftenden Mörtel befreit, was man im Volksmund "Steineklopfen" nannte, und anschließend im Gartenland aufgestapelt. In jeder uns freien Stunde waren wir mit Steineklopfen und Aufräumen beschäftigt. Unser Sohn Hans-Gerd verrichtete diese Arbeiten oft schon nach Schulschluss. So kam es, dass mit der Zeit im Garten der Platz knapp wurde, zumal in den Hungerjahren 1946/47 der Nutzgarten wirklich das Wichtigste war.

Diese hauptsächlich für die Ernährung der Kinder sehr schwere Zeit haben wir besonders durch die Hilfe meiner Schwiegermutter, Marie-Louise Keusch, relativ gut überstanden. Sie kannte fast jeden im Dorf, hatte überall Freunde und Bekannte und brachte oft genug eine ganze Mahlzeit für unsere Familie zusammen. Im April 1946 wurde sie sehr krank. Wie alle Kranken kam sie zu den Schwestern ins Kloster an der Von-Coels-Straße. Die Schwestern pflegten sie liebevoll und aufopfernd, doch es war ihr nicht mehr zu helfen. - Magenkrebs! Sie starb am 4. Mai 1946, meinem Geburtstag. Ein ganz trauriger Geburtstag!

Ein Sarg war für Geld nicht aufzutreiben. Diesen machte uns ein Schreiner aus Fußbodenbrettern, die wir aus unserer Hausruine holten. Wir waren froh, nicht einen der Leihsäрге benutzen zu müssen, wie es damals allgemein üblich war. In diesen Leihsärgen wurden die Verstorbenen zu Grabe getragen, doch der Sarg wurde dann zur Wiederverwendung mit zurück gebracht. Auch ein Grabstein wäre für uns damals ein unvorstellbarer Luxus gewesen. Doch eine Grabplatte mit Namen wollten wir wenigstens für die Oma haben. Aus den Trümmern unserer Ruine gruben wir die Marmorplatte einer Frisierkommode aus. Wenn diese auch gebrochen war, so ließ sich hieraus noch gut eine Grabplatte machen, die heute noch auf dem Grab vorhanden ist.

Frühsommer 1948. Das neue Geld, die D-Mark, wurde an einem Sonntag im Juni eingeführt. Jeder Erwachsene erhielt 40,00 DM und für jedes Kind bekamen die Eltern weitere 20,00 DM. Das Geld hieß ab jetzt nicht mehr Reichsmark, mit der Abkürzung RM, sondern Deutsche Mark, also DM. Dieses Geld war plötzlich wieder etwas wert, man hätte nur genug davon haben müssen.

Gemeinsam wurde überlegt, wie wir möglichst bald an den Wiederaufbau unseres Hauses gehen könnten. Der vorsorglich bestellte Architekt, Josef Pohlen, der in Aachen in der Peterstrasse wohnte, nahm Ruine und Baustelle in Augenschein. Zu diesem Zweck kam er mit dem Fahrrad aus Aachen, denn wer hatte schon ein Auto? Als ich ihn sah, machte er sich gerade die Fahrradklammern von der Hose. Heute unvorstellbar!

Herr Pohlen machte einen Vorentwurf. Sein Plan für unser neues Heim gefiel uns gut. Doch wer hatte kurz nach der Währungsreform schon so viel Geld? Wir beschlossen einige unserer Grundstücke zu verkaufen, um an Geld für den geplanten Wiederaufbau zu kommen. Eine Doppelbaustelle in der Haarhofstrasse verkauften wir an die Gebrüder Nehl, die einen gutgehenden Schrott- und Autohandel betrieben. Ein Grundstück in der Brander Richard-Wagner-Strasse verkauften wir einem fremden, jedoch damals in Brand ansässigen Geschäftsmann. Unser Sparbuch, welches nach dem Währungsschnitt 10:1 abgewertet worden war, brachte zwar nicht viel, aber wenn wir sparsam waren, könnte es reichen.

Der Eilendorfer Bauunternehmer Heinrich Falkenberg, dessen Firma beim Bau des Westwalls entstanden und groß geworden war, erhielt im August 1948 den Auftrag, die noch stehenden Teile des alten Hauses bis auf die Kellerdecke abzutragen, um dann nach den Plänen des Architekten Pohlen auf dem fast unveränderten Grundriss und Kellergeschoss ein neues Haus zu errichten. Unverzüglich begannen die Abrissarbeiten an der Hausruine, die sich jedoch als sehr schwierig erwiesen, weil die noch stehenden Mauern stabiler waren als angenommen. Mit einem Bagger wäre der Abbruch sicher ein Leichtes gewesen, doch wer hatte damals schon so etwas? Um die abzureißenden Mauerstücke wurde ein Stahlseil gelegt, welches mit seinem anderen Ende am damals einzigen LKW der Baufirma angehängt wurde. Dieser zog dann, jeweils nach der örtlichen Gegebenheit die tonnenschweren Mauerstücke aus der Ruine, die entweder in die Karl- oder in die Brühlstrasse fielen. Des öfteren hob sich der ziehende LKW mit seiner Hinterachse vom Boden ab, weil das abzubrechende Mauerwerk dem relativ leichten Fahrzeug zu viel Widerstand entgegen setzte. Allein die Art und Weise des Ruinenabbruchs wäre zur heutigen Zeit so völlig undenkbar.

Doch auch beim Wiederaufbau würden die heutigen Handwerker nicht schlecht staunen und ihre Hände über dem Kopf zusammen schlagen. Waren doch an der Baustelle damals keinerlei Baumaschinen. Einen Bauaufzug oder Baukran gab es einfach nicht. Die Ziegelsteine wurden mit dem Steinbrett, welches sich der Handlanger auf die Schulter nahm, über Leitern nach oben getragen. Der Mauermörtel wurde im "Back", einem auf einer Schulter zu tragenden länglichen Kübel, den Maurern näher gebracht, nachdem er an der Baustelle von Hand zubereitet worden war.

Trotz alledem gingen die Bauarbeiten zügig voran. Der Winter 1948/49 zeigte sich nicht mit extremen Minusgraden, so dass bald der Dachstuhl aufgesetzt werden konnte. Ich bereitete mit der Familie das Richtfest vor. Wollten wir doch den Bauleuten, die sich für uns abgerackert hatten, nach all den Jahren der Entbehrungen mal ein richtiges Richtfest machen.

Mit dem Handwagen holten wir bei der Haarener Brauerei Klinkenberg ein Fass Bier. Ich fuhr mit der Straßenbahn nach Aachen, um einige Flaschen "Hochprozentiges" zu kaufen. Die Tabakwaren für das Fest besorgte ich bei "Kaussens Ernst" im Dorf. Belegte Brötchen und den Eintopf mit Speck machte ich natürlich selber.

Damit man einmal einen Eindruck von dem hat, wie gut es uns heute geht, hier einige Zahlen von damals: Der an unserer Baustelle tätige Maurerpolier, Stefan Erkens, ebenfalls ein Eilendorfer, verdiente damals bei der Firma Falkenberg pro Stunde 1,70 DM brutto. Für jede Flasche Weinbrand zahlte ich 27,50 DM und für 20 Zigaretten musste ich 4,00 DM hinlegen.

HEINRICH FALKENBERG, EILENDORF			
BAUUNTERNEHMUNG			
Bank-Konten: Spar- und Darlehnskasse Eilendorf Kreissparkasse Aachen Nr. 2562 Postcheckkonto: Köln Nr. 39219		Eilendorf / Aachen, den 21. Mai 1949 Büro: Schulstraße	
RECHNUNG FÜR Herrn Gerh. Keusch, Eilendorf, Karlstrasse			
Für die Erstellung der Arbeiten am Haus Karlstrasse in Eilendorf nach meinem Kostenanschlag vom 21.9.1948 berechne ich den Betrag von		DM	9.800,00
<i>A. Gouba Zehlingen</i> <i>erhalten bis 24.6.49 9300,-</i> <i>(Nein tausend dreihundert)</i> <i>Eilendorf den 24.6.49</i> <i>H. Falkenberg</i>			
<small>Druck: J. Hahnengress AA/5 Eilendorf 268/200 4. 48. Kl. A</small>			

Quelle: M. Keusch

Ganze 9800 DM kostete 1949 der Rohbau des Hauses Keusch an der Ecke Brühl-/Karlstraße

„Der Baum wurde gesetzt“ und das Richtfest konnte an einem Samstagabend steigen. Einem Bauherrn, der kein Richtfest abhielt, oder nicht zumindest den Bauleuten einen Umschlag mit Trinkgeld gab, wurde kein „Baum“ gesetzt (mit

bunten Bändern geschmückte Birke oder kleine Tanne), sondern ihm wurde “der Mann aufgehängt“ (beinahe lebensgroße Stoffpuppe am Galgen) und jedermann konnte daran erkennen, wie gebefreudig oder geizig die jeweilige Bauherrschaft war. Weil kein Bauherr als Geizkragen dastehen mochte, kam es auch selten vor, dass “der Mann“ im Dachstuhl angebracht werden musste.

Da es in unserem Neubau noch recht zugig und kalt war, wurde das Richtfest im Keller gefeiert. Genau in dem Keller, der damals beim Bombenangriff einstürzte. Er war gänzlich wiederhergestellt. Neue, wenn auch gebrauchte Eisenträger hatte man aufgelegt und eine neue Betondecke eingezogen. Der Raum selbst war für dieses Fest mit Girlanden geschmückt und wurde durch Petroleumlampen erleuchtet, da der Strom im Haus noch fehlte. Alle am Bau Beteiligten waren mit ihren Frauen gekommen, und einer der Maurer hatte auch seinen “Quetschbüll“ (Ziehharmonika) mitgebracht. Mein Mann Hans hielt in seiner Ansprache als Bauherr einen Rückblick auf die Geschichte des Hauses und dankte den Bauleuten für ihren Einsatz zum Gelingen des Neubaus. Es war ein wirklich gelungenes Fest, welches die letzten Gäste erst verließen, als die ersten frommen Frühaufsteher schon zur Sonntagsmesse gingen.

Jetzt ging es an den Ausbau des Hauses. Ehrensache, dass wir hauptsächlich hierzu die Handwerker aus dem Dorf nahmen. Die Firma Hermann Heinrichs wurde mit den Dachdeckerarbeiten betraut. Als die Firma Boendgen an einem Nachmittag hierfür die immer noch raren Dachziegel lieferte, und diese am gleichen Tag nicht mehr auf das Dach gebracht werden konnten, hielt unser Sohn Hans-Gerd bei den Ziegeln bis zum nächsten Morgen Wache. Die Zeiten waren nun mal so, dass jeder alles gebrauchen konnte.

Bereits seit etlichen Wochen schlief unser Sohn mit unserem Hund Harro jeden Abend im Keller des Hauses, damit möglichst wenige in Versuchung kamen nachts den Neubau “heimzusuchen“. Christian Halfenberg, ein Schulfreund meines Mannes, erhielt den Auftrag für Wasser und Sanitär. Carl Kaussen, auch ein Freund der Familie, besorgte mit seiner Firma die Elektroinstallation. Die Schreinerei Peter Franzen aus Nirm erstellte die Holzfußböden, Fenster und Türen. Die Innenputzarbeiten wurden der Firma Heinrich Siegers übertragen. Heinrich Sistermann oblag die Verglasung des Hauses.

Da wir auf alles Nebensächliche am Haus erst einmal verzichteten, waren die aufgeführten Handwerker die einzigsten die wir brauchten. Doch unsere Kinder, Hans-Gerd und Marie-Luise, hatten sich vorgenommen wenigstens in der Küche Fliesen anbringen zu lassen. Beide suchten an einem Sonntag den Fliesenleger Josef Ortmanns auf, um bei ihm die Küchenfliesen für uns zu bestellen. Hatten sie doch monatelang ihr gesamtes Taschengeld zusammen gespart, um etwas ganz

allein und selbst am neuen Haus zu bezahlen. Heute noch weiß unser Sohn es genau: die von Herrn Ortmanns gelieferten und in Zementmörtel gesetzten 6 Quadratmeter Wandfliesen, ganz einfache Industriefliesen, kosteten inklusive einer Reihe 15 cm hoher Sockelplatten, 128,50 DM.

Es mag so Mitte des Monats April 1949 gewesen sein, als wir feststellten, dass, wenn alles mit unserem Haus klappen würde, wir Ende Mai 1949 wieder einziehen könnten. – Hierbei kam uns erstmalig der Gedanke, genau an dem Tag wieder ins Haus einzuziehen, an dem wir, wenn auch um 5 Jahre zeitversetzt, ausgebombt worden waren.

Jetzt wurde wirklich von uns alles daran gesetzt, diesen Termin auch zu schaffen. Die Handwerker waren natürlich von unserem Vorhaben nicht gerade begeistert. Verständlich, das war also auch früher schon genauso wie heute.

Freundliche Nachbarn halfen uns am Mittag des 24. Mai 1949 die Möbel aus unserer Wohnung im Hause Emunds “über die Straße“ in unser neues Heim zu fahren. Der Schreiner Franzen war immer noch dabei im Wohnzimmer den Holzfußboden zu verlegen. Er hatte es einfach nicht glauben wollen, dass wir mit diesem Termin Ernst machten. Mochten die noch im Hause arbeitenden Schreiner von unserem Vorhaben nicht gerade begeistert gewesen sein, wir zogen ein. Termin war schließlich Termin, zumal wir an diesem Tag ein wirklich denkwürdiges “Jubiläum“ hatten. Ob die Schreiner nun fertig waren oder nicht!

Fertig? Was heißt denn eigentlich fertig? Das ganze Haus war noch lange nicht so weit, doch so, wie wir es uns vorgestellt und unser Geld gereicht hatte! - Im Haus fehlte es noch an allem.

Das Grundstück lag noch voll Baugerät und es war nicht eingezäunt. Unsere Haustür bestand nur aus alten Brettern und wurde, wenn wir das Haus verließen, mit einer Kette und Vorhängeschloss von außen abgeschlossen. Waren wir daheim wurde die Tür von innen mit einem Balken verriegelt. Das Treppenhaus war genauso wie sämtliche Außenwände des Hauses nicht verputzt und überall schaute man auf die vermauerten alten Ziegelsteine, die unser Sohn im Laufe der Jahre aus den Trümmern gebuddelt und gekappt hatte. Der Architekt sagte, es seien etwa 28.000 gewesen. - Eine Treppe zur ersten oder gar zweiten Etage gab es noch nicht. Wozu auch? In unserer Erdgeschosswohnung, in welcher noch keine Tapeten hingen und ein Bad und auch eine Heizungsanlage völlig fehlten, waren selbst die Fußböden und Zimmertüren nicht einmal lackiert. An einen Luxus wie Tapeten dachten wir nicht mal im Traum.



Quelle: M. Keusch

Magda Keuschmit ihren beiden Kindern Marie-Luise und Hansgerd im Garten ihres Hause um 1953/54

Heute würde niemand unter diesen Umständen ein neues Haus beziehen. Wir aber waren richtig glücklich, auch noch ausgerechnet zu diesem Termin einziehen zu können, wo man uns fünf Jahre vorher herausgebombt hatte.

Wenn es auch noch an vielem mangelte, das elektrische Licht funktionierte. In jedem Raum hatten wir eine Glühbirne mit Fassung angeschlossen und so am Abend das ganze Haus illuminiert, denn für uns war dieser Tag ein Fest.

Noch viel Arbeit am Haus lag vor uns, das wussten wir, aber so glücklich wie an diesem Tag waren wir schon lange nicht mehr gewesen.

Nun war für uns alle, nicht nur für mich, der Krieg erst richtig zu

Ende.

Nachwort

Lange habe ich überlegt, ob ich diese meine Kriegserlebnisse zu Papier bringen sollte. Ende des Jahres 1994, also 50 Jahre nach dem Erlebten, hat mein Sohn Hans-Gerd gemeinsam mit mir, diese Aufzeichnungen erstellt.

Wenn ich heute mit meinen 87 Jahren auf das Geschehene zurückblicke, und mir zur besseren Erinnerung diesen Artikel zur Hand nehme, so kann ich trotz allen Leides welches wir durchmachten, sagen, dass ich meine schönste Zeit sicher in Eilendorf erleben durfte. Die Eilendorfer waren immer von einer ganz besonderen Art. Ihre Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft kamen stets von Herzen. Besonders meine lieben Nachbarn werde ich wohl nie vergessen.

Jetzt, wo ich viele Jahre schon wieder in der Stadt wohne, bin ich immer froh, wenn mich die Kinder mit in unser Haus nach Eilendorf mitnehmen. Hier treffe ich dann auch öfters auf meine mittlerweile auch nicht mehr ganz so jungen Nachbarn und die Wiedersehensfreude ist immer groß.

Wer heute meine Erlebnisse von damals liest, wird sicher auch sagen, dass wir bei allem Unglück oft richtiges Glück hatten. In jenen Jahren damals sprach man offiziell von der "Vorsehung". – Alles barer Unsinn!

Ich weiß genau, dass wir nur mit dem Glauben an Gott diese furchtbare Zeit ertragen konnten. Glaubten wir auch schon immer an ihn, so haben wir uns in dieser schweren Zeit richtig an unseren Gott geklammert. Viele haben in diesen schweren Zeiten auch wieder das Beten und Glauben gelernt.

Rückblickend stelle ich fest: Gott hat uns nie verlassen!

Mit seiner Hilfe haben wir auch die Nachkriegs- und Hungerzeit durchgestanden, und er hat uns bis heute nicht verlassen, weil er uns Menschen liebt. - Möge Gott der Herr auch weiterhin seine schützende Hand über unser geliebtes Eilendorf halten.

Magda Keusch, Weihnachten 1994